

Die Autorinnen
medizinische A
aus literatur- u
Perspektive vor
zur Gegenwart
ihrer Bedeutun
und Krankheit:

Krankheit schreiben

Aufzeichnungsverfahren
in Medizin und Literatur

*Herausgegeben von
Yvonne Wübben und
Carsten Zelle*



WALLSTEIN VERLAG

Vorbemerkung 9

I.
Aufzeichnen in Pathologie,
Psychiatrie und Literatur

YVONNE WÜBBEN
Einleitung 13

GIANNA POMATA
Fälle mitteilen.
Die *Observationes* in der Medizin der Frühen Neuzeit 20

CHRISTOPH HOFFMANN
Eine Papierleiche: Autopsiebericht 838/83. 64

SOPHIE LEDEBUR
Sehend schreiben, schreibend sehen.
Vom Aufzeichnen psychischer Phänomene in der Psychiatrie 82

MAIKE ROTZOLL
Krankheit schreiben in der Psychiatrie um 1900?
Diagnosen, Kranken- und Patientengeschichten von Opfern der
nationalsozialistischen »Euthanasie«-Aktion »T4«. 109

HUBERT THÜRING
Die Aktenlogik von Polizei, Justiz, Psychiatrie
bei Friedrich Glauser und Adolf Wölfli 129

YVONNE WÜBBEN
Mikrotom der Klinik.
Der Aufstieg des Lehrbuchs in der Psychiatrie (um 1890) 149

GEORG JUCKEL
Aufschreibeprozesse in Psychiatrie und Psychotherapie 176

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung einer Akte aus dem Heidelberger Universitätsarchiv (s. S. 14 f.)
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISBN 978-3-8353-1289-0

ANDREAS MAYER Gehen, Denken, Schreiben. Balzacs Psychopathologie der Gangarten	203
STEPHAN KAMMER Autographien der Krankheit. Physiologie und Pathologie der Handschrift um 1900	225
CORNELIA ORTLIEB Hirnpalimpseste. Rauschphantasien und andere Schreib-Krankheiten von De Quincey bis Bernhard	248

II. Medizinische und literarische Schreibweisen

CARSTEN ZELLE Einleitung	277
ARMIN SCHÄFER Das psychiatrische Gutachten um 1900	283
MICHAEL NIEHAUS Krankheit umschreiben. Protokoll eines Inquisitionsverfahrens	303
REINHOLD F. GLEI Krankheit dichten. Kranker Mensch und kranke Natur im lateinischen Lehrgedicht	325
CARSTEN ZELLE Fall und Fallerzählungen in Friedrich Hoffmanns <i>Medicina Consultatoria</i> (1721-1739)	348
MAXIMILIAN BERGENGRUEN Herkunft als Bedrohung. Verfolgungswahn und Vererbung in Ludwig Tiecks <i>Der blonde Eckbert</i>	374

STEFAN GOLDMANN Kasus und Konflikt. Zur Wechselbeziehung zwischen Krankengeschichte und Novelle mit einem Blick auf Johann Ludwig Caspers <i>Klinische Novellen</i> (1863). Ein Werkstattbericht	407
RUDOLF BEHRENS UND MARIE GUTHMÜLLER Krankes/gesundes Leben schreiben. Emile Zolas <i>Le docteur Pascal</i> im Umgang mit dem Hereditäts- und Lebenswissen des ausgehenden 19. Jahrhunderts	432
NICOLAS PETHES Fall, Fälle, Zerfall. Zur medizinischen Schreibweise in Thomas Bernhards Romanen <i>Frost</i> und <i>Verstörung</i> (mit einem Exkurs zu Adalbert Stifters <i>Die Mappe meines Urgroßvaters</i>)	458
Die Autorinnen und Autoren	477
Register	483

MAXIMILIAN BERGENGRUEN

Herkunft als Bedrohung

Verfolgungswahn und Vererbung in Ludwig Tiecks *Der blonde Eckbert*

In der Forschung ist immer wieder darauf hingewiesen worden, dass dem Leser in Ludwig Tiecks *Der blonde Eckbert* (ED 1797) verschiedene Lesarten angeboten werden, die auf den ersten Blick streng voneinander getrennt scheinen, sich aber bei näherem Hinsehen als indifferent erweisen.¹ In einem ersten Schritt soll in diesem Aufsatz eruiert werden, worin die verschiedenen Lesarten bestehen und wie sie miteinander verbunden sind (I), bevor eine besondere, nämlich die des (zeitgenössisch zu denkenden) Verfolgungswahns (II), herausgehoben und auf ihre hereditären (III) und kindheitsmemorialen Aspekte (IV) befragt wird; all dies unter besonderer Berücksichtigung der romantischen Allegorie (V), innerhalb deren die verschiedenen Lesarten angeboten werden.

I. Die ersten beiden Lesarten: Das Wunderbare und ›Das Leben ein Traum‹

Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, bietet der *Blonde Eckbert* drei Lesarten an: erstens eine wunderbare, innerhalb deren alles Dargestellte, auch und besonders das Übernatürliche, so passiert ist, wie es beschrieben wurde, zweitens eine universale psychologische, innerhalb deren alles Dargestellte nur ein Fiebertraum eines Wahnsinnigen war – und drittens eine zweite, engere, psychologische Lesart, innerhalb deren davon ausgegangen wird, dass die Realität durch Eckbert in der Wahrnehmung imaginär überformt wird.

¹ So z. B. Ulrike-Christine Sander: »Tiecks ›Der blonde Eckbert‹ – Alptraum der Indifferenz«. In: *Schiller-Jahrbuch* 48 (2004), 117-142, bes. 125-132; ähnlich auch Maria Tartar: »Unholy Alliances. Narrative Amiguity in Tieck's ›Der blonde Eckbert‹«. In: *Modern Language Notes* 102 (1987), 608-626. In diesem Aufsatz kann keinesfalls die gesamte Eckbert-Literatur erschöpfend behandelt werden. Einen Literaturüberblick bietet Achim Hölter: »Über Weichen geschickt und im Kreis gejagt. Wie Tiecks ›Blonder Eckbert‹ den modernen Leser kreierte«. In: *Die Prosa Tiecks*. Hg. Detlef Kremer. Bielefeld 2005, 69-94, hier: 69-82; 91-94 (Bibliographie).

Ich beginne die Untersuchung mit einer Skizze der wunderbaren Lesart des *Blonden Eckbert*, also einer Lektürewiese, die es darauf anlegt, alle Elemente der Handlung streng literal zu verstehen. Bewähren muss sich diese Lesart insbesondere an den märchenhaften und/oder übernatürlichen Momenten, die in Berthas Erzählung,² im Gespräch zwischen ihr und Walther und am Ende, d. h. bei Eckberts Wahnsinns-Ausbruch, zu finden sind.

Bertha beginnt den Bericht ihrer Jugenderlebnisse mit dem Hinweis darauf, dass man diesen für ein »Märchen« halten könnte, weil er »sonderbar [...] klingen mag«;³ wiewohl sie selbst um eine nicht-märchenhafte Sichtweise bittet (»nur haltet meine Erzählung für kein Märchen«; T 127). Märchenhafte Motive stellen in ihrer Erzählung die Alte selbst dar, weiterhin der Ort, an dem sich Bertha befindet (in der kompletten »Waldeinsamkeit«), und schließlich die Arbeit, die ihr aufgetragen wird (»ich mußte spinnen«; T 132 f.). Nicht nur märchenhaft, sondern auch wunderbar,⁴ das heißt: nicht natürlich erklärbar, ist schließlich der Vogel, der »an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand« (T 134), legt.⁵

² Aus Platzgründen konzentriert sich dieser Aufsatz auf die Figur des Eckbert und kann daher das Verhältnis zu dessen Stiefschwester bzw. Frau Bertha sowie deren imaginäre Überformung der Wirklichkeit lediglich streifen. Diese Analyse soll in der gerade entstehenden monographischen Studie mit dem Titel *Der innere Feind. Verfolgungswahn und Vererbung bei Tieck und Hoffmann* nachgeholt werden.

³ Ich zitiere direkt im Haupttext unter der Sigle ›T‹ nach der Ausgabe Ludwig Tieck: *Schriften in zwölf Bänden*. Hg. Manfred Frank u. a. Frankfurt a. M. 1985-1995, Bd. VI.

⁴ Vgl. zum Verhältnis von Märchen und Wunderbarem Lutz Röhrich: *Märchen und Wirklichkeit*. 5. unveränd. Aufl. Hohengehren 2001, 62-65; Klaus Lindemann: »Vorwort«. In: *Wege zum Wunderbaren. Romantische Kunstmärchen und Erzählungen*. Hg. von dems. Paderborn u. a. 1997, 7.

⁵ Hierzu Stefanie Kreuzer: »Die unheimliche Verkehrung des Märchenhaften ins Fantastische. Ludwig Tiecks ›Wahnninns-Märchen‹ ›Der blonde Eckbert‹«. In: *Der Deutschunterricht* 58 (2006), H. 3, 21-33. Heinz Schlaffer: »Roman und Märchen. Ein formtheoretischer Versuch über Tiecks ›Blonden Eckbert‹«. In: *Ludwig Tieck*. Hg. Wulf Segebrecht. Darmstadt 1976, 444-464, hier: 444-450, macht auf die Differenzen von Tiecks Märchen zum Volksmärchen aufmerksam, indem er die Romannähe unterstreicht. In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Martin Swales: »Reading One's Life. An Analysis of Tieck's ›Der blonde Eckbert‹«. In: *German Life & Letters* 29 (1975 f.), 165-174, der vor allem auf die psychologischen Einschübe abhebt, und Otto K. Liedke: »Tiecks ›Der blonde Eckbert‹. Das Märchen von Verarmung und Untergang«. In: *German Quarterly* 44 (1971), 311-316, der den Handlungsverlauf als nicht dem Volksmärchen entsprechend ansieht. Andrea Fischbacher: »Freundschaft und Einsamkeit. Erzähltheoretische Überlegung

Nicht natürlich erklärbar ist weiterhin die Tatsache, dass Walther den Namen des Hundes, »Strohman«, kennt, der in Berthas Geschichte eine wichtige Rolle spielt, auf den sie sich aber selbst nicht mehr »besinnen« (T 140 f.) kann, den also weder sie noch Eckbert dem Freund haben nennen können.⁶

Märchenhaft ist schließlich das Treffen zwischen Eckbert und der Alten am Ende. Auch hier wird ein Element beschrieben, das sich nicht natürlich erklären lässt, nämlich die behauptete Verwandlung der Alten in Walther und Hugo: »Niemand als ich war dein Freund Walther, dein

gen zu Ludwig Tiecks ›Der blonde Eckbert‹. In: *Ars et amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher*. Hg. Ferdinand van Ingen, Christian Juranek. Amsterdam 1998, 609-623, hier 611 f., glaubt schließlich in der historischen und persönlichen Individualisierung eine Differenz zum Volksmärchen zu sehen. Paul Wolfgang Wühl: *Das deutsche Kunstmärchen. Geschichte, Botschaft und Erzählstrukturen*. 3. Aufl. Hohengrehren 2012, 237-243, sieht hingegen, durch die Alte, eine Nähe zum Frau-Holle-Märchen, während Ingrid Kreuzer: *Märchenform und individuelle Geschichte. Zu Text- und Handlungsstrukturen in Werken Ludwig Tiecks zwischen 1790 u. 1811*. Göttingen 1983, 180 f., ebenfalls in der Figur der Alten, eine Brücke zur magischen Ehe der Sagen und Volksmärchen geschlagen sieht. Zu den zentralen Merkmalen des Volksmärchens, in Verbindung und Abgrenzung zum Kunstmärchen allgemein, vgl. Stefanie Kreuzer: »Märchenhafte Metatexte«. Formen und Funktionen von Märchelementen in der Literatur«. In: *Metaisierung in Literatur und anderen Medien. Theoretische Grundlagen, historische Perspektiven, Metagattungen, Funktionen*. Hg. Janine Hauthal u. a. Berlin 2007, 282-303, hier: 287 f., in Anlehnung an Maxi Lüthi: *Märchen*. Bearb. Heinz Rölleke. 10. Aufl. Stuttgart u. a. 2004, 5; 16-24; und Volker Klotz: *Das europäische Kunstmärchen. Fünfundzwanzig Kapitel seiner Geschichte von der Renaissance bis zur Moderne*. München 2002, 7-30.

6 Zur Namensgebung des Hundes, vgl., formal, Christian Dawidowski: »Anagramm und Selbstbezüglichkeit in Tiecks ›Blondem Eckbert‹«. In: *Euphorion* 102 (2008), S. 91-106; Detlef Kremer: »Einsamkeit und Schrecken. Psychosemiotische Aspekte von Tiecks *Phantastus*-Märchen«. In: Ders.: *Prosa Tiecks* (wie Anm. 1), S. 56-60, und, inhaltlich, Sandra Kluwe: »Strohman«. Über den Namen des Hundes in Tiecks Märchen-Novelle ›Der blonde Eckbert‹. In: *Wirkendes Wort* 54 (2004), 191-203. Verschiedentlich ist, meist aus einer psychoanalytischen Perspektive, darauf hingewiesen worden, dass das ›Vergessen‹ des Hundenamens bei Bertha eine Form von Verdrängung der Schuld darstellt, die Walther, sozusagen als richterliche Figur, mit der Nennung wieder vor Augen führt (so z. B. Liliane Weissberg: »Wiederholungen«. In: *Erinnern und Vergessen in der europäischen Romantik*. Hg. Günter Oesterle. Würzburg 2001. 177-192, hier 186; Tartar: »Unholy Alliances« [wie Anm. 1], 619). Mit Gerhard Neumann (»Kindheit und Erinnerung. Anfangsphantasien in drei romantischen Novellen«. In: *Jugend – ein romantisches Konzept?* Hg. Günter Oesterle, Alexander von Bohrmann. Würzburg 1997, 81-102) scheint mir jedoch v. a. die Frage wichtig, warum Walther den Namen kennt.

Hugo«. Durch den darüber hinaus vorgenommenen Rückbezug der Alten auf die Märchenerzählung Berthas (»Bringst du mir meinen Vogel? Meine Perlen? Meinen Hund?«; T 145), in der sie ja selbst vorkommt, wird diese nachträglich aus ihrer Binnenliterarizität befreit und auf das gleiche Realitätsniveau gehoben wie die Rahmengeschichte.

Wie oben schon gesagt, besteht die hier rekonstruierte wunderbare Lesart darin, all diese märchenhaften oder übernatürlichen Elemente literal zu lesen und mithin deren Existenz in keiner Weise zu bezweifeln oder zu allegorisieren. Zusammenfassend könnte man sagen: Derjenige Leser, der entsprechend Berthas Bitte alle märchenhaften Elemente für nicht märchenhaft nimmt, folgt der genannten wunderbaren Lesart.

Dieser wunderbaren, märchenhaften und/oder übernatürlichen Lesart wird nun eine zweite Lesart gegenübergestellt, die den gleichen Universalitätsanspruch hat wie sie – nur mit umgekehrten Vorzeichen. In ihr wird alles, was beschrieben wird, als nicht-real angesehen, genauer gesagt: als Delirium des Protagonisten.

Dass der Text eine solche Lesweise anbietet, deutet sich bereits an, wenn der Erzähler Eckberts Gefühl Ausdruck verleiht, dessen Leben sei »in manchen Augenblicken [...] wie ein seltsames Märchen« (T 143). Es ist offensichtlich, dass hier ein anderer Märchen-Begriff ins Spiel gebracht wird als der, welcher eben diskutiert wurde. Gemeint ist, dass es sich um etwas Nicht-Glaubhaftes handelt, eine Täuschung oder genauer: eine Derealisation. Eckbert scheint es so, als blickte er auf seinen »Lebenslauf« zurück (T 143), doch dieser erweist sich plötzlich als Schein und Trug.

Dieses Gefühl der Derealisation bezieht sich in diesem Augenblick noch nicht auf sein ganzes Leben, sondern nur auf »manche[] Augenblicke[]« (T 143), insbesondere auf die Zeit seit der Erzählung Berthas in Anwesenheit Walthers. Universalisiert wird dieses bisher partiale Gefühl am Ende: »er konnte sich nicht aus dem Rätsel heraus finden, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe« (T 145). Bei dieser Formulierung handelt es sich um einen variantenreichen Rückgriff auf das die abendländische Philosophie und Literatur prägende Motiv des Lebens als Traum:⁷ Nicht nur einige Abschnitte des Lebens,

7 Vgl. zur Diskursgeschichte des Topos vom ›Leben als Traum‹ (Pindar, Walther von der Vogelweide, Calderón, Gryphius, Descartes' Jean Paul, später auch Hofmannsthal) und seiner Nähe zum Topos vom ›Leben als Theater‹: Verf.: *Mystik der Nerven. Hugo von Hofmannsthals literarische Epistemologie des Nicht-mehr-Ich*. Freiburg i. Br. 2010, 149-151, sowie Verf.: »Genius malignus. Descartes, Augustinus und die frühneuzeitliche Dämonologie«. In: *Unsicheres Wissen. Skeptizismus und Wahrscheinlichkeit 1550-1850*. Hg. Carlos Spoerhase u. a. Berlin 2009, 87-108. Dies

also nicht nur die Zeit zwischen der Beendigung der Erzählung Berthas und dem Mord an Walther, wirken am Ende auf Eckbert traumhaft, sondern – wie es im Übrigen in der christlich-historischen Tradition auch vorgesehen ist – das ganze Leben.

Der vollständige Rückgriff auf das Motiv des Lebens als Traum wird durch die Subsumtion der Bertha-Episode unter den Derealisierungsverdacht in die Wege geleitet: Auch sein »Weib[] Bertha«, so die Vorstellung Eckberts, könnte nicht gelebt haben, ihre Geschichte also nie erzählt worden sein. Damit wird die größtmögliche Opposition zu der märchenhaften Lesart erzielt: Statt davon auszugehen, dass alles, auch und besonders das Wunderbare, so existiert, wie es beschrieben wurde, wird in dieser Lesart angenommen, dass nichts existiert – außer dem träumenden Ich, wohlgemerkt.

Man könnte nun argumentieren, dass der Rückgriff auf den Topos vom Leben als Traum übergipfelt würde durch einen leicht satirischen Rückgriff auf Fichtes Philosophie des Absoluten Ich. Ein solcher Rekurs ließe sich durch den wichtigsten Philosophen für die Romantik (nicht: romantischen Philosophen) plausibilisieren: Friedrich Heinrich Jacobi. Dieser hatte nämlich behauptet, dass Fichtes Philosophie, zumindest theoretisch, keinerlei Differenz zum Zustand, »Wahn-sinnig« oder »im Traume« von »Sinnen« zu sein, aufweise⁸ – und beides gilt ja für Eckbert in besonderem Maße, der am Ende nicht nur sein Leben für einen Traum hält, sondern »wahnsinnig« wird, da es um seine »Sinne [...] geschehn« ist (T 145; Herv. MB).

Der Erzähler hat einer solchen Interpretation durch eine intern fokalisierte Bemerkung bereits vorgearbeitet: »Oft dachte« Eckbert, »daß er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildung alles erschaffe« (T 144). Hier klingt die Fichte-Formulierung, dass die Außenwelt »nichts anderes, als – alle diese Verhältnisse durch die Einbildungskraft zusammengefasst«⁹ ist, dezent durch. Der Rückgriff befände sich damit

als Präzisierung der Feststellung, dass der *Blonde Eckbert* von einer durch Traumhaftigkeit erzeugten Indifferenz geprägt sei (Sander: »Tiecks ›Der blonde Eckbert« [wie Anm. 1], 125-132).

8 Friedrich Heinrich Jacobi: »Brief an Fichte«. In: Ders.: *Werke. Gesamtausgabe*. 7 Bde. Hg. Klaus Hammacher. Hamburg u. a. 1998-2011, Bd. II/1, 209.

9 Johann Gottlieb Fichte: *Fichtes Werke*. Nachdruck der Ausgaben Berlin 1845/46 und Bonn 1834/35. 11 Bde. Hg. Immanuel Hermann Fichte. Berlin 1971, Bd. I, 443. Zur Psychologisierung des Absoluten Ich im »Blonden Eckbert«, wenn auch aus anderer Perspektive, vgl. auch Alexander Mathäs: »Self-Perfection – Narcissism – Paranoia. Ludwig Tieck's ›Der blonde Eckbert««. In: *Colloquia germanica* 34 (2001), 237-256.

auf der Höhe von Jean Paul, der den zum Fichtianer konvertierten Leibgeber in der *Clavis Fichtiana* sagen lässt, dass »die absolute Realität« nirgends anders zu suchen sei »als bei [...] sich, im reinen, unbedingt kausierenden Ich«. ¹⁰ Damit sind alle Elemente einer, für die Jenenser Romantik ja durchaus nicht untypischen, Fremd-Beschreibung der Theorie des Absoluten Ich gegeben. ¹¹

Unabhängig davon, ob man sich für die allgemeine »Das Leben ein Traum«-Variante oder die speziellere Fichte-Satire entscheidet, gilt im Rahmen dieser Lesart für Eckbert, um dessen »Sinne« es, wie gesagt, »geschehen« ist, dass er alles – die Existenz seiner Frau, die Existenz seiner »Freunde« und die Existenz der Alten – im Rahmen eines wahnsinnigen Deliriums imaginiert und außer einem delirierend-absoluten Ich nichts vorhanden und nichts geschehen ist.

Beide bisher vorgestellten Lesarten, die wunderbare und die des universellen Traums/Wahnsinns, schließen sich, wie man abschließend festhalten muss, aus: Entweder ist alles so geschehen, wie es berichtet wurde, oder Eckberts absolut-wahnsinniges Ich hat alles deliriert. Festzuhalten bleibt jedoch, dass sich alle Elemente des Textes widerspruchlos in die eine *und* andere Richtung interpretieren lassen. Lediglich die Tatsache, dass es eine genauso widerspruchlose Alternative gibt, stört die Verabsolutierung der jeweiligen Lesart.

II. Die dritte Lesart der Erzählung: Verfolgungswahn

Bei näherem Hinsehen gibt es noch eine dritte Lesart, die sich zwischen der wunderbaren und der Traum/Wahnsinns-Lektüre einordnen lässt – und das ist die Vorstellung einer imaginären Überformung der wahrgenommenen Realität durch Eckbert. Diese dritte, oder zweite psychologische, Lesart schließt die wunderbar-märchenhafte ebenfalls aus; nur gibt es hier, wie zu zeigen sein wird, einzelne Elemente, die sich nicht widerstandslos in die eine *und* andere einfügen lassen.

10 Jean Paul: »Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana«. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. 10 Bde. Hg. Norbert Miller. Darmstadt 2000, Bd. III, 1011-1056, hier: 1033.

11 Vgl. zum Anschluss und zur Absetzung der Frühromantik von Fichte die grundlegenden Ausführungen in Manfred Frank: *Unendliche Annäherung. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik*. Frankfurt a. M. 1998, 662-949.

Das mit der dritten Lesart angesprochene psychologische Konzept hat seine Heimat im Begriff des Verfolgungswahns.¹² Es handelt sich dabei um eine Krankheit, die in der zeitgenössischen Medizin und empirischen Psychologie diskutiert und ansatzweise kategorisiert wird, aber von ihrer Bestimmung her noch sehr unsicher ist und erst um 1850 ihre institutionelle Heimat im Konzept der Paranoia finden wird.¹³

Ludwig Tieck dürfte auf das Konzept des Verfolgungswahns in seiner Auseinandersetzung mit Karl Philipp Moritz gestoßen sein.¹⁴ Diesem wurde eine diesbezügliche Fallgeschichte mündlich oder vielleicht sogar schriftlich von dem Aufklärer Christian Konrad Wilhelm von Dohm übermittelt (»ist mir von dem Kriegs Rath *Dohm* gütigst mitgetheilt worden«). Auf Basis dieser Informationen berichtet Moritz zu Beginn des ersten Bands des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* über den Fall eines gewissen Klug, der glaubte, »er habe gegen den König von Preussen, oder eigentlich gegen dessen Gesinnungen in Ansehung der Religion, ein Buch geschrieben«. Aus dieser Vorstellung entstand die Idee, »als sei dieser König deshalb höchst ungnädig auf ihn, und thue alles, ihn in seine Gewalt zu bekommen«. Daher fürchtete Klug überall und nirgends

12 Über die Psychopathologie Berthas und Eckberts ist in der Forschung bereits des Öftern gehandelt worden (Z. B. Victoria L. Ripper: »Ludwig Tieck's ›Der blonde Eckbert‹. A Psychological Reading«. In: *PMLA* 85 [1970], 473-486; Bernhard Greiner: »Patho-Logie des Erzählens. Tiecks Entwurf der Dichtung im ›Blonden Eckbert‹«. In: *Der Deutschunterricht* 39 (1987), H. 1, 111-123; Mathäs: »Self-Perfection« [wie Anm. 9]; der Begriff der Paranoia fällt auch, freilich eher nebenbei, in: Manfred Mittermayer: »Der Zerfall des Ichs im romantischen Märchen. Zu Ludwig Tiecks ›Der blonde Eckbert‹«. In: *Literatur Geschichte des Ich*. Hg. Eduard Beutner. Würzburg 2000, 77-94, hier: 83). Soweit ich sehe, ist dies bisher ausschließlich aus einer ahistorischen psychoanalytischen Perspektive geschehen, welche, wie ich denke, die historische Struktur des Textes nicht erfassen kann. Hier soll nun der Versuch unternommen werden, die Krankheitsmuster streng nach dem historischen Wissensstand zu rekonstruieren.

13 Vgl. ab dieser Zeit Aubrey Lewis: »Paranoia and paranoid. A historical perspective«. In: *Psychological Medicine* 1 (1970), 2-12; Udo Loll: *Nicht-endogene Faktoren in endomorphen Psychosen. Anhang: Die Geschichte der Paranoia*. Hamburg 1988, 136 f.

14 Zum Verhältnis von Tieck und seinem ehemaligen ›Zwillingsbruder‹ Moritz und zur Kenntnis Tiecks von den Inhalten des *Magazins*, insbesondere was den Problembereich der Melancholie anbetrifft (allerdings unter Nichtbeachtung des Verfolgungswahns), vgl. Ellen Oswald: *Figuren der Melancholie: Ludwig Tiecks ›William Lovell‹ im Kontext von Erfahrungsseelenkunde und Pädagogik*. Bern u. a. 1992, mit Bezug auf Ulrich Hubert: *Karl Philipp Moritz und die Anfänge der Romantik: Tieck, Wackenroder, Jean Paul, Friedrich und August Wilhelm Schlegel*. Frankfurt a. M. 1971.

eine »Nachstellung«. Selbst »Sein Freund«, so glaubte er, »sey bestochen, ihn zu verrathen, und seinen Feinden in die Hände zu liefern«.¹⁵

Bemerkenswert an diesem Fall ist vor allem die Verbindung von Realität und imaginärer Überformung. Moritz bzw. Dohm halten es für nicht ausgeschlossen, dass der Beginn des Verfolgungswahns ein reeller sein könne, im Falle Klugs: dass dieser tatsächlich eine Schrift gegen den preußischen König verfasst habe.¹⁶ Wichtig ist allein, dass Klugs Vorstellung, er werde verfolgt, sei ihr Ursprung ein realer oder imaginärer, mehr und mehr absolut gesetzt wird, was dazu führt, dass der Patient »Veranlassung« sieht, »niemals wieder Gesellschaft zu suchen, sondern sich fest in seiner Stube einzuschließen«.¹⁷

Philipp Pinel und Johann Christian Reil, Letzterer im Übrigen in Bezug auf das Fallbeispiel von Moritz,¹⁸ werden in diesem Zusammenhang wenig später – Tieck konnte dies für die zweite, im *Phantasmus* abgedruckte, Fassung seiner Erzählung (1812) als Bestätigung sehen – für eine Einordnung des Verfolgungswahns in die Gruppe der »fixen Ideen« plädieren und damit von einer »partiellen Verkehrtheit des Vorstellungsvermögens« sprechen.¹⁹ Der Verfolgungswahn zeichnet sich also gerade dadurch aus, dass er nicht vollständig Wahn ist, sondern dass wahnhaftige Elemente die ansonsten funktionierende Wahrnehmung und Verständnistätigkeit überdecken bzw. dominieren.

Der oder die Verfolger können, müssen aber, entsprechend dem zeitgenössischen Wissen, nicht aus dem weltlichen Bereich (Justiz, Geheimpolizei, Militär etc.) stammen. Im *Magazin* wird in einer zweiten Fallgeschichte vom »Kaufmann D...s« berichtet, dessen Schicksal als

15 Karl Philipp Moritz: *Gnöthi sauton oder Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bde. Nördlingen 1986 (= Reprint der Ausgabe 1783-1793), Bd. I, 8f. Vor dem Hintergrund der literarischen Auseinandersetzung mit diesem Fall ist es vielleicht nicht ganz zufällig, dass der Verfolgungswahn Klugs mit der Niederschrift eines *Buchs* beginnt.

16 Moritz spricht sehr vorsichtig und zurückhaltend von einem »Vorgeben«, dass Klug den König in Bezug auf seine religiöse Einstellung gereizt haben könnte – und fügt in einer Fußnote hinzu: »Ob es geschehen sey, weiß ich nicht; denn es kann ja auch leere Einbildung gewesen seyn. Soviel mir bekannt ist, hat man nach seinem Tode weder Original noch Abschrift einer solchen Piece gefunden« (ebd., Bd. I, S. 12; Herv. MB).

17 Ebd., Bd. I, 9.

18 Johann Christian Reil: *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Hg. Frank Löhner. Aachen 2001 (= ND der Ausgabe Halle 1803), 335 f.

19 Ebd., 306 f.

»parallel zu der Geschichte des Herrn Klug« verstanden wird, da er auf dämonischem Wege erleidet, was Klug auf weltlichem erfährt. Der Kaufmann verschanzt sich nämlich nicht nur wie Letzterer in der Stube, sondern schützt seinen Leib zusätzlich mit »einige[n] eiserne[n] Ringe[n]«, weil er »keinen Augenblick Ruhe vor bösen Geistern habe, die ihn Tag und Nacht beunruhigten, ihm schon Lunge und Leber ausgerissen, und grosse Summen aus seiner Haut gelöset hätten, u.s.w.«.²⁰ Beispiele für diese Art von religiösem Verfolgungswahn findet man z. B. auch in den Ausführungen Thomas Arnolds über »Enthusiastische[n] Wahnsinn«.²¹

Für die zeitgenössische Psychologie ist, dies werden Pinel und Reil später bestätigen, die Einordnung des Verfolgungswahns vollkommen unstrittig. Zeitgenössisch wird, den Vorgaben aus der Spätantike folgend, zwischen »zwey Arten des Wahnsinns« unterschieden: »*Melancholie*« und »*Tollheit (Mania)*«. Der Verfolgungswahn gehört eindeutig in die erste Gruppe, wie Moritz am Ende seiner bzw. Dohms Fallgeschichte festhält: »Man weiß, daß in der *Klugischen* Familie etwas tiefmelancholisches ist«.²³

Dass auch Eckbert ein Melancholiker ist, daran lässt sein Erzähler keinerlei Zweifel: Er »war«, heißt es in der Erzählung, »heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende *Melancholie*« (T 126; Herv. MB). Diese zurückhaltende Melancholie wird sich durch die nachfolgenden Ereignisse, insbesondere durch die Erzählung seiner Frau, in eine manifeste Form steigern (»er war schon sonst immer *schwermütig* gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin beunruhigte [...]: aber jetzt war er ganz mit sich zerfallen«; T 142; Herv. MB) und im Zustand, »wahnsinnig« zu sein (T 146), enden.

Bemerkenswert ist nun, dass bei Eckbert und »sein[em] Weib«, wie in Moritz' bzw. Dohms Fallgeschichte, ein Rückzug in die »Einsamkeit« beschrieben wird (T 126),²⁴ der zwar noch nicht explizit aus dem Grunde

20 Moritz: *Magazin* (wie Anm. 15), Bd. I, 26 f.

21 Thomas Arnold: *Beobachtungen über die Natur, Arten, Ursachen und Verhütung des Wahnsinns oder der Tollheit*. Übers. Johann Christian Gottlieb Ackermann. 2 Bde. Leipzig 1784-1788, Bd. I, 228.

22 Ebd., Bd. I, 35. Vgl. hierzu Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* *Wahnsinn und Gesellschaft*. 14. Aufl. Frankfurt a. M. 2001, 269-284.

23 Moritz: *Magazin* (wie Anm. 15), Bd. I, 11 (Fußnote) und 16.

24 Zu diesem zentralen Motiv vgl. Karlheinz Hasselbach: »Ludwig Tiecks »Der blonde Eckbert«. Ansichten zu seiner historischen Bewertung«. In: *Neophilologus* 71 (1987), 90-101, hier: 91-94.

der Schutzsuche vor verfolgenden Feinden stattfindet, aber doch in direkter Verbindung zur Melancholie steht, aus welcher der Verfolgungswahn, wie gesagt, resultiert.

Ich fahre fort, indem ich das Szenario des Verfolgungswahns im *Blonden Eckbert* rekonstruiere. Verfolgt wird Eckbert von vier Personen: Walther, Hugo, einem Bauern und der Alten. Beginnen wir mit Walther: Nach der Erzählung der Jugendgeschichte seiner Frau durch eben diese beginnt Eckbert unruhig zu werden. Ihn »gereut« jetzt »diese Vertraulichkeit! – Wird er [Walther] sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht anderen mitteilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelsteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen und sich verstellen?« (T 140)

Was hier beschrieben wird, ist zu allererst nichts anderes als eine starke Form von Misstrauen. Daraus entsteht eine längere Grübele: »Es fiel ihm ein, daß Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre« (T 140). Ob Walther sich wirklich beim Abschied anders verhalten hat, lässt sich über die Erzählinstanz nicht klären. Ein vollkommen anderes Verhalten hat er sicherlich nicht an den Tag gelegt: Er »wünschte«, schreibt der Erzähler, Bertha »mit einem Handkusse eine gute Nacht, und sagte: Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen *Strohman* füttert« (T 140).

Halten wir vorderhand fest, dass sich Walther sehr galant und keinesfalls zurückgenommen verhält. Mit dem Handkuss tut er der adligen Form genüge, gleichzeitig versucht er auch diskursiv seine Anteilnahme auszudrücken: »ich kann mir Euch recht vorstellen«. Soweit kein Grund zum Misstrauen.

Gleichzeitig gibt er jedoch auch zu erkennen, dass er den Namen des Hundes, auf den Bertha sich nicht mehr besinnen kann, kennt. Auf dieses Element – den entscheidenden Einspruch gegenüber der psychologischen Lesart – werde ich später noch einmal zu sprechen kommen. Hier soll es mir aber nur auf Eckbert ankommen. Es ist nämlich nicht einfach auszumachen, ob Eckbert bewusst ist, dass Walther hier etwas mitteilt, das er als einfacher Zuhörer ohne Involvierung in das Geschehen nicht wissen kann.

Seine Frau sagt Eckbert nämlich erst wesentlich später, dass Walther den Namen des Hundes eigentlich nicht kennen dürfte (»lieber Mann, fing sie an, ich muß dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat«; T 141), aber ob Eckbert dies damals klar war und was er jetzt denkt, wird vom Erzähler verschwiegen: »Eckbert sah seine

leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er schwieg und dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verließ sie« (T 142).

Fest steht lediglich, dass Eckbert, wie oben ausgeführt, etwas anderes umtreibt, nämlich die Sorge um sein, durch die Heirat mit Bertha erworbenes, Geld und ein daraus resultierender Argwohn gegenüber Walther. Dass daraus ein psychisches Muster entsteht, das sich mehr und mehr über seine Wahrnehmung legt, bestätigt der Erzähler durch einen psychologisierenden Einschub: »Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an« (T 140f.).

Da der Erzähler intern fokalisiert (»Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen«), das Funktionieren dieses von ihm beschriebenen psychischen Apparates jedoch zuvor infrage gestellt hat, ist es für den Leser nicht mehr möglich zu unterscheiden, ob es sich im Folgenden um Wahrnehmungen handelt, die auch von anderen bestätigt werden könnte, oder ob Eckbert hier bereits wahnhaft imaginiert. Hierzu gehört die Wiedergabe folgender »Beobachtung« Eckberts: »Walther schien sich nicht viel darum [Berthas Krankheit] zu kümmern, und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig« (T 141). Gleiches gilt für folgende intern fokalisierte Bemerkung des Erzählers: »Seit diesem Abend besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg« (T 141).

Was Walther auch immer in Wirklichkeit getan hat, fest steht, dass Eckbert, aus seiner Sicht, die »Erfahrung« eines starken Entzugs von Liebe und Freundschaft gemacht hat. Um Missverständnissen vorzubeugen: Wir befinden uns zu diesem Zeitpunkt noch in der vor-pathologischen Phase des Verfolgungswahns. Der Erzähler deckt mit seinen Bemerkungen über die Verlust-Erfahrung ein psychisches Muster bei Eckbert auf, das für jeden Menschen, auch für den psychisch gesunden, gelten könnte – aber eben auch und besonders für einen Menschen, der auf der Kippe zum Ausbruch einer melancholischen Krankheit mit, zumindest partiellen, Wahnvorstellungen steht.

Die Situation kippt nun tatsächlich zu dem Zeitpunkt, da Eckbert nicht nur über den Rückzug des Freundes sinniert, sondern in ihm eine Bedrohung zu sehen beginnt: »Walther war seit vielen Jahren sein einziger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Dasein in drückte und peinigte« (T 142). Und um sich dieser Bedrohung zu entledigen, richtet nun Eckbert seine Aggression gegen ihn.

Die aus der Bedrohung resultierende Gegenmaßnahme – die Ermordung Walthers – ist einerseits mit dem, was im *Magazin* beschrieben

wurde, analog (die Bedrohung durch einen Freund), geht aber in Bezug auf die eigentliche Tat, also den Mord, darüber hinaus. Dennoch bleibt sie an die imaginierte Bedrohungssituation zurückgebunden: »es schien ihm, als würde ihm froh und leicht sein, wenn nur dieses einzige Wesen aus seinem Wege gerückt werden könnte« (T 142). E. T. A. Hoffmann, doch das nur am Rande, wird später im Schmolling-Gutachten von einem Fall von Mord aus Verfolgungswahn an einem Freund berichten, dessen Täter das Gericht von aller Strafe »verschont[]«,²⁵ weil es davon ausgeht, dass er nicht zurechnungsfähig war.

Wie oben bereits erwähnt, gehört zum Verfolgungswahn – in der zeitgenössischen Bestimmung des Begriffs – noch ein weiteres Element neben der Bedrohung: nämlich deren Ubiquität. Das impliziert, dass es sich um *mehrere* Verfolger handelt, die sich aber zugleich auf *ein Prinzip* reduzieren lassen. Reil wird in diesem Zusammenhang von dem einen »innere[n] Feind« sprechen, der allen äußeren Erscheinungsformen zugrunde liegt.²⁶ Genau das ist nun der Fall, wenn Eckbert auf Hugo als Wiedergänger Walthers trifft.

Bei Hugo wiederholt sich nämlich alles, was Eckbert schon von Walther kennt. Das beginnt mit der Wiederaufnahme des beschriebenen Argwohns. Ein erstes Zeichen davon zeigt sich bereits bei der »Beobachtung« Eckberts, dass sich die Freundschaft mit dem zweiten Ritter »so schnell []« (T 143) entwickelt. Von Anfang an kann also Eckbert des Gefühls nicht Herr werden, dass »ihn Hugo nur aus einem Irrtume liebe« (T 143).

Trotz oder vielleicht auch wegen des Glaubens, dass er der Freundschaft mit Hugo nicht würdig sein könne, verrät Eckbert ihm ebenfalls ein Geheimnis, dieses Mal nicht das seiner Frau, sondern das des Mordes.²⁷ Unmittelbar nach der Offenbarung setzt das gleiche Muster ein; d. h. Eckbert meint erste Anzeichen des Entzugs der freundschaftlichen Liebe Hugos wahrzunehmen: »kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen« (T 144).

Der Erzähler konterkariert, zumindest zu Beginn, den in Eckbert aufkeimenden Verdacht von Hugos Entfremdung, indem er dessen erste

25 E. T. A. Hoffmann: »Der Fall Schmolling«. In: Ders.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hg. Wulf Segebrecht u. a. Frankfurt a. M. 1988 ff., Bd. VI, 709.

26 Reil: *Rhapsodien* (wie Anm. 18), 283.

27 Vgl. hierzu Manfred Frank in T 1260 mit Bezug auf Marianne Thalmann: *Das Märchen und die Moderne. Zum Begriff der Surrealität im Märchen der Romantik*. Stuttgart 1966, 43 f., 56 ff.

Reaktion als ganz und gar nicht verdachtsfördernd beschreibt: »Hugo war gerührt, und suchte ihn zu trösten« (T 143f.). Und auch hier kann sich der Erzähler einer psychologisch-diegetischen Bemerkung über den, die Wahrnehmung überformenden, psychischen Mechanismus Eckberts nicht enthalten: »Es schien aber seine Verdammnis zu sein, gerade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen« (T 144).

Damit ist zum zweiten Mal der Verdacht, dass bei Eckbert die Wahrnehmung und die gesunde Verstandestätigkeit imaginär verändert sein könnten, in die Welt gesetzt. Dementsprechend muss der Leser, der die psychologische Bemerkung des Erzählers aufmerksam gelesen hat, ein Fragezeichen hinter die nächsten, intern fokalisierten, Beschreibungen von Eckberts Seelenzustand setzen, zumal sie mit einigen sprachlichen Disclaimern versehen sind: »Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm spreche, daß er mit den Anwesenden viel rede, und seiner gar nicht zu achten scheine« (T 144; Herv. MB).²⁸

Auch bei Hugo wird aus der »Erfahrung« des Liebesentzugs eine Bedrohung, dergestalt dass sich der Freund mit einem Mann unterhält, der ein »Gegner Eckberts« ist und »sich oft nach seinem Reichtum« (T 144) erkundigt hat. Damit erhärtet sich für Eckbert der Verdacht, dass das ausgeplauderte Geheimnis gegen ihn gewendet würde, nun sogar in beiden Varianten (das Geheimnis seiner Frau und das Geheimnis des Mordes).

Durch die Wiederholung der Walther-»Erfahrung« bei Hugo wird nun erstens eine Ubiquität in der Bedrohung und zweitens eine Reduzierung dieser Ubiquität auf ein Prinzip erreicht: »Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Gesicht, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohl bekannte Gestalt, er sah noch immer hin und ward überzeugt, daß Niemand als Walther mit dem Alten spreche« (T 144). Damit ist die gesamte diskursive Breite der Diskussion über den Verfolgungswahn aufgerufen: eine, zumindest möglicherweise, reale Ursache, eine, in sich durchaus stimmige, Überspitzung in der Interpretation dieser Ursache, die Überführung in die Bedrohung und die Ubiquität dieser Bedrohung – und schließlich die Reduzierung dieser Ubiquität auf ein einziges Prinzip, das im Augenblick den Namen Walther trägt.

Diese Struktur ist nun etabliert und kann in der nächsten Begegnung, mit dem Bauern, wieder abgerufen werden. Auch hier könnte der erste Grund eine reale Wahrnehmung sein: Nicht unmöglich ist es, dass der Bauer eine unerwartete und vielleicht auch aggressive Geste vollzogen

28 Hierzu bereits Kreuzer: »Verkehrung« (wie Anm. 5), 29.

hat, doch die Tatsache, dass es in dieser Situation ebenfalls um Geld geht (»er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus«; T 145; Herv. MB), lässt erahnen, dass sich auch hier das beschriebene Muster über die Wahrnehmungen Eckberts gelegt hat.

Was es auch immer war, das der Bauer gemacht hat, es genügt, um das zweite zentrale Moment des Verfolgungswahns aufzurufen: die Ubiquität der Verfolgungssituation inklusive dessen inneren Zentrums. Zum zweiten Mal kann sich Eckbert nicht enthalten zu glauben, dass der vor ihm stehende Mensch »Niemand anders als Walther sei«. Wie bei Hugo begleitet der intern fokalisierende Erzähler seinen Protagonisten bei der »Verifizierung« seiner Vermutung, also vom Glauben zur scheinbaren Gewissheit: Er »sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als Walther« (T 145; Herv. MB).

In diesen Zusammenhang lässt sich nun die Schlussepisode, in der sich Eckberts partielle Wahnvorstellungen in den Zustand, wahnsinnig zu sein, steigern, nahtlos einfügen. Dass Eckbert hier in eine neue Phase seiner Krankheit eintritt, daran lässt der Erzähler keinen Zweifel: Nachdem der Protagonist der Erzählung das Lied gehört hat, von dem seine Frau erzählt hat (»Waldeinsamkeit«), »war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehn«. Dieser Zustand endet schließlich darin, dass er, nachdem die Alte ihn über seine Kindheit unterrichtet hat, stirbt: »Eckbert lag wahnsinnig und verscheidend auf dem Boden« (T 145f.; Herv. MB).

Der damit beschriebene Wahnsinn steht, wie der Text unmissverständlich deutlich macht, in direktem Verhältnis zu Eckberts melancholiedingtem Verfolgungswahn. Denn auch bei der Alten greift der Erzähler das Muster der Bedrohung und Ubiquität auf. Die Bedrohung drückt sich in einer Form von Strafe bzw. einer schicksalhaften Verkündigung der Strafe aus: »das Unrecht bestraft sich selbst« (zu diesem Satz später mehr). Die Ubiquität in der Bedrohung wird durch die Einreihung der Alten in die Liste der Verfolger deutlich, oder genauer: durch ihre Selbstbezeichnung, der eine »innere Feind« zu sein, aus dem alle äußeren Feinde generiert werden: »Niemand als ich war dein Freund Walther, dein Hugo« (T 145).

Diese Entwicklung des Wahnsinns aus einer melancholischen Krankheit heraus ist vollkommen diskursgetreu. Aus »Furcht und Schwermut« kann sich nämlich nach zeitgenössischer Auffassung, wie bei Eckbert der Fall, ein »delirium« (»Irreden«) entwickeln, das dann alle Elemente eines melancholischen Wahnsinns aufweist.²⁹ Wie hängen nun aber der

29 Arnold: *Beobachtungen* (wie Anm. 21), Bd. I, 35 ff.

Verfolgungswahn, die ihm zugrunde liegende melancholische Disposition und Eckberts wahnsinniger Endzustand, alles wie gesagt Elemente, deren Spur ganz ausdrücklich gelegt wurde, mit der Frage nach den in den Lesarten behaupteten Realitätsebenen des Textes zusammen?

Bei der Suche nach einer Antwort auf diese Frage muss man sich vergegenwärtigen, dass die hier skizzierte zweite psychologische Lesart des Verfolgungswahns oder partiellen Wahnsinns nicht unwidersprochen bleibt. Es gibt zwei Elemente, die eine restfreie Reduzierung aller übernatürlicher Elemente auf Wahrnehmungstäuschungen, genauer: Überformung der Wahrnehmung durch psychische Muster im Rahmen des Verfolgungswahns, zu unterbinden scheinen: die Nennung des Hundennamens durch Walther und die Erscheinungen der Alten am Ende inklusive ihrer Kenntnis der Situation von Bertha und Eckbert.

Das letzte der beiden Elemente, das Treffen mit der Alten, ließe sich *cum grano salis*, zumindest für sich genommen, noch als reines oder weitgehendes Delirium verstehen. Man könnte so argumentieren: Entweder imaginiert Eckbert die Existenz der Alten von Anfang an wahnhaft oder trifft eine alte Frau, die er wahnhaft für die Alte erkennt. Dass es sich um Letzteres, also um eine imaginäre Überformung der Wahrnehmung, handeln könnte, dafür spricht die Bemerkung, dass er »träumend einen Hügel hinan« stieg (T 145; Herv. MB).

Die Tatsache, dass die Alte das Lied singt, das Eckbert aus der Erzählung seiner Frau kennt (»Waldeinsamkeit«; T 145), ließe sich noch, auch hier mit einer hermeneutischen Großzügigkeit, in eine forcierte psychologische Interpretation integrieren. Man müsste lediglich die Kausal- bzw. Zeitfolge (»Jetzt war es um das Bewußtsein [...] Eckberts geschehn«) als eine psychische Fehlleistung Eckberts, sozusagen als ein pathologisches *Hysteron proteron*, interpretieren, das der Erzähler in der internen Fokalisierung mitgeht. Es wäre dementsprechend nicht das Lied, das Eckbert das Bewusstsein verlieren lässt, sondern die Tatsache, dass Eckbert das Bewusstsein verloren hat und wahnsinnig wird, die ihn das Lied hören lässt. Alle weiteren Elemente, insbesondere die Erwähnung einer schicksalhaften Strafe, würden in die gleiche Richtung gehen.

Da die Alte hier keine Informationen gibt, die Eckbert nicht kennen kann, sondern lediglich Elemente aus Berthas Bericht und Eckberts »Erfahrungen« wiederholt bzw. variiert (das Lied »Waldeinsamkeit«, die Erwähnung des »Vogel[s]«, der »Perlen« und des »Hund[es]« sowie die »Verfolgungen« durch Walther und Hugo; T 145), ist es grundsätzlich nicht unmöglich, hier zu unterstellen, dass Eckbert die Existenz der Alten weitgehend oder vollständig wahnhaft imaginiert.

Da am Ende die partielle Verstandesstörung in eine vollständige umgeschlagen ist, sieht es so aus, als ob sich an dieser Stelle die zweite psychologische Lesart (Verfolgungswahn) mit der ersten (Wahnsinn eines Absoluten Ichs) trafe – mit allen Konsequenzen für die Logik der Realitätsebenen. Hier wie in der »Leben als Traum« bzw. Wahnsinns-Lesart würde gelten, dass das Wunderbare vollständig psychologisch gedeutet werden kann (und vice versa).

Dies gilt jedoch, um wieder zur zweiten psychologischen Lesart (Verfolgungswahn) zurückzukehren, dezidiert nicht für den mittleren Teil der Erzählung, also für Berthas Bericht von den Erlebnissen ihrer Jugend. Hier gibt es, wie gesagt, ein Element, das sich nicht in die Psychologik des Verfolgungswahns einbinden lässt. Denn wenn man lediglich von einer Überführung von realer Wahrnehmung ins Wahnhafte bei Eckbert ausgeht, bleibt die Frage unbeantwortet, wie der reale Walther den Namen des Hundes wissen kann. Eckbert kann seinem Freund, wie der psychologisierende Erzähler dem Leser nahelegt, sein gesamtes Bedrohungs- und Verfolgungspotenzial »geliehen« haben. Den Hundennamen konnte er ihm jedoch nicht »leihen«, da sich Bertha ja auf ihn nicht »besinnen« und ihm, Eckbert, also auch nicht mitgeteilt haben konnte (T 141).

Und das wiederum hat Konsequenzen für die Schlussepisode. Denn es gibt ja tatsächlich eine »Erklärung« wie Walther den Namen Strohmians kennen konnte, nämlich indem man die Aussage der Alten, »Niemand als ich war dein Freund Walther« (T 145), nicht psychologisch liest, sondern, im Sinne einer Lektüre des Wunderbaren, ernst nimmt.³⁰ Zieht man diesen Satz aber zur »Erklärung« der vorherigen Ereignisse heran, kann man nach aristotelischer Logik nicht gleichzeitig davon ausgehen, dass die Schlussepisode, aus der er stammt, mehrheitlich oder vollständig wahnhaft imaginiert ist.

Vor allem aber bricht damit, zumindest vordergründig, die gesamte Verfolgungswahn-Lektüre zusammen: Es gibt, legt man die oben genannte Annahme zugrunde, nämlich keinen »inneren Feind« mehr, der

30 Vgl. Gerald Opie: »An Indescribable Terror. Narrative Strategies in Tieck's »Der blonde Eckbert««. In: *The Short Story. Structure and Statement*. Hg. William Hunter. Exeter 1996, 39–54, hier: 49. Tartar: »Unholy Alliances« (wie Anm. 1), 623, macht auf die Ähnlichkeit der Namen (Alte/Walther) aufmerksam, die sich wiederum auf die Ähnlichkeit der Namen von Bertha und Eckbert beziehen ließe. Mit den Alten/Walther (und dem alten Ritter bei Hugo) wäre damit, auch auf sprachlicher Ebene, so etwas wie eine Elterngeneration, mit Eck/bert/ha so etwas wie eine Kindergeneration bezeichnet.

von Eckbert auf die Wahrnehmung der äußeren Welt projiziert würde, sondern lediglich einen, freilich wunderbaren, äußeren Feind, d. h. die Alte, welche somit allein hinter dem ubiquitären Bedrohungs-Verfolgungsszenario steckt, das sich Eckbert im Laufe der Erzählung bietet.

Wie man es also dreht und wendet, es sieht so aus, als ob die Alte über die Nennung des Hundenamens durch Walther eine Psychologie-resistente Existenz bekommen würde, weil die Lesart des Verfolgungswahns (anders als die vom ›Leben als Traum‹), wegen ihres Anspruchs, das Wunderbare auszuschließen, zumindest in ihrer Totalität scheitert.

Diese Beobachtung würde sich mit der Theorie der fantastischen Literatur, wie sie von Tzvetan Todorov bestimmt wurde, decken. Bekanntlich behauptet Todorov, dass in der Fantastischen Literatur dem Leser zwei Lesarten, eine übernatürliche und eine natürliche, angeboten würden, die den Anspruch erheben, sich wechselseitig auszuschließen, dies aber faktisch nicht können. Die Folge dieses »ungelösten Streit[s]«³¹ ist eine Art von Epoche, ein Urteilsaufschub beim Leser – und genau diese Unentscheidbarkeit in Bezug auf die Lesarten macht, nach Todorov, die Fantastische Literatur aus.³²

Todorovs Theorie-Angebot scheint als Beschreibungsinstrument für den *Blonden Eckbert* sehr passend zu sein, hat aber einen entscheidenden Haken: Zwar ist es richtig, dass die Erzählung es darauf anlegt, das Paradox zweier sich ausschließender Lesarten zu evozieren, aber eine Urteilsenthaltung ist damit keineswegs intendiert.³³ Vielmehr geht es, wie ich im Folgenden zeigen möchte, um die Initiierung einer epistemischen

31 So Uwe Durst: *Theorie der phantastischen Literatur*. Tübingen, Basel 2001, 37, in Anschluss an Todorov.

32 Tzvetan Todorov: *Einführung in die phantastische Literatur*. Übers. Karin Kersten. München 1972, 25: »In einer Welt, die durchaus die unsre ist, die, die wir kennen, eine Welt ohne Teufel, Sylphiden und Vampire, geschieht ein Ereignis, das sich aus den Gesetzen eben dieser vertrauten Welt nicht erklären läßt. Der, der das Ereignis wahrnimmt, muß sich für eine der zwei möglichen Lösungen entscheiden: entweder handelt es sich um eine Sinnestäuschung, ein Produkt der Einbildungskraft, und die Gesetze der Welt bleiben, was sie sind, oder das Ereignis hat wirklich stattgefunden, ist integrierender Bestandteil der Realität [...]. Das Fantastische liegt im Moment dieser Ungewißheit; sobald man sich für die eine oder die andere Antwort entscheidet, verläßt man das Fantastische und tritt in ein benachbartes Genre ein, in das des Unheimlichen oder des Wunderbaren.«

33 Dies gegen Sander: »Tiecks ›Der blonde Eckbert‹« (wie Anm. 1), 132 f.; Tartar: »Unholy Alliances« (wie Anm. 1), 608-626, hier: 609 ff., die Todorovs Definition des Fantastischen kritiklos auf den ›Blonden Eckbert‹ anwenden.

Dynamik, die weniger ihren End-, denn ihren Ausgangspunkt in dem genannten Paradox nimmt.

Ein erster Hinweis dafür findet sich im theoretisierenden Vorlauf des *Eckbert* im *Phantastus*. In der ersten Abteilung, genauer: in einem, den *Blonden Eckbert* vorbereiten, Gespräch über Märchen wird nämlich nicht einer Unentscheidbarkeit, sondern vielmehr einer Vermittlung zwischen Wunderbarem und Alltäglichem das Wort geredet, die durch die Allegorie ins Werk gesetzt wird: »Es gibt eine Art, das gewöhnlichste Leben wie ein Märchen anzusehen, eben so kann man sich mit dem Wundervollen, als wäre es das das Alltäglichs, vertraut machen. Man könnte sagen, alles, das Gewöhnlichste wie das Wunderbarste, Leichteste und Lustigste habe nur Wahrheit und ergreife uns nur darum, weil diese *Allegorie* im letzten Hintergrunde als Halt dem Ganzen dient« (T VI, 113; Herv. MB).

Die Allegorie arbeitet also kalkuliert mit dem Widerspruch zwischen Wunderbarem und Natürlichem, weil sie über diese Paradoxie den Horizont des Lesers für eine übergeordnete »Wahrheit« öffnet. Und diese Wahrheit besteht für die Romantik in nicht weniger als der Hinwendung zum Absoluten, das seinerseits nicht direkt erkenntnis- und darstellungsfähig ist. Da nämlich, wie es in Friedrich Schlegels philosophischen Vorlesungen zu lesen ist, das »Prinzip der relativen Undarstellbarkeit des Höchsten« nicht umgangen werden kann, ist die Literatur zu einer allegorischen Schreibweise gezwungen. Dementsprechend heißt es im *Gespräch über Poesie*: »Mit andern Worten: alle Schönheit ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.«³⁴

Ein erster Hinweis auf eine solche Vermittlung der beiden Lesarten im Rahmen einer Allegorie des Absoluten läßt sich in der Beobachtung sehen, dass die Alte, verstanden als wunderbare oder märchenhafte Figur, die gleiche Arbeit leistet wie der psychische Mechanismus des Verfolgungswahns gemäß der zweiten psychologischen Lesart, nämlich Figuren sukzessive aus einer neutralen Realität in ein Bedrohungs- und Verfolgungsszenario zu überführen – inklusive ihrer Reduzierbarkeit auf ein zentrales Prinzip.

34 Friedrich Schlegel: *Kritische Ausgabe*. 35 Bde. Hg. Ernst Behler u. a. Paderborn u. a. 1958-2009, Bd. XII, 214; Bd. II, 324. Vgl. hierzu den Kommentar von Manfred Frank in T VI, 1250 (für Tieck) und seine grundlegenden Ausführungen dazu in: Ders.: »Allegorie, Witz, Fragment, Ironie. Friedrich Schlegel und die Idee des zerrissenen Selbst«. In: *Allegorie und Melancholie*. Hg. Willem van Reijen. Frankfurt a. M. 1992, 124-146.

Sinnfällig wird dies daran, dass die Alte, als märchenhafte Figur, die gleiche Formulierung verwendet wie der psychologisierende Erzähler bei Eckbert, wenn er den psychischen Mechanismus von dessen Verfolgungswahn benennen möchte. Eckbert ist bekanntlich davon überzeugt, »daß *Niemand als Walther* mit dem Alten spreche«, ja er glaubt bei seinen verschiedenen Verfolgern zu wissen: »es war *Niemand anders als Walther*« (T 144f.; Herv. MB).

Die Alte nun kann das damit angesprochene Prinzip des inneren Feindes, der allen äußeren Bedrohungen zugrunde liegt, mit der gleichen Formulierung in ihre märchenhafte Welt überführen, freilich indem sie sich selbst an Stelle des einen Feindes setzt: »*Niemand als* ich war dein Freund Walther, dein Hugo« (T 145; Herv. MB). Es scheint also, trotz des genannten Widerspruchs, eine Art von verborgener Verwandtschaft, ja Verbindung zwischen innerem und äußerem Feind zu geben – und mithin auch zwischen der, sich eigentlich ebenfalls ausschließenden, psychologischen und wunderbaren Lesweise. Genau diesem Hinweis soll im Folgenden nachgegangen werden.

III. Die hereditäre Untermauerung der Verfolgungswahn-Lektüre

Die weiteren Überlegungen setzen an der paradoxen Beobachtung an, dass die Alte, und zwar als wunderbare und Psychologie-resistente Figur, in ihrer Rede über die Verfehlungen von Eckberts »Vater« (T 146) implizit auf eine Theorie rekurriert, die als Untermauerung der Verfolgungswahn-Lektüre gelesen werden kann. Sie spricht nämlich nicht nur über eine Strafe, die Eckbert erteilt, sondern auch über dessen Familiengeschichte – und die wiederum hat außerordentlich viel mit seiner Melancholie und seinem Verfolgungswahn zu tun.

Um das zu verstehen, bedarf es eines erneuten Blicks in die Debatte über den Verfolgungswahn. Der spätere preussische Kriegsrat Karl Christoph Nencke, ein weiterer Autor bzw. Zulieferer des *Magazins*, der die zweite Parallelgeschichte zu der oben rekonstruierten (»als ein Pendant zur Geschichte des Herrn Klug«),³⁵ also die dritte Fallgeschichte zum Verfolgungswahn insgesamt, geliefert hat, ist bei seiner Lektüre der Originalgeschichte an Moritz' »Bemerkung, daß die ganze Familie des Herrn Klug tiefsinnig und nachdenkend gewesen« sei,³⁶ vielleicht auch

35 Moritz: *Magazin* (wie Anm. 15), Bd. I, 95.

36 Ebd., 91.

an dessen Theorie, dass die »Krankheiten der Seele [...] von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt« sein können,³⁷ hängengeblieben.

Und da auch in seiner Fallgeschichte eine mögliche Vererbung nahe liegt, zieht besagter Nencke den, ihm ja von Moritz bzw. Dohm bereits nahegelegten, Schluss, dass man bei melancholischen Krankheiten wie dem Verfolgungswahn die Familiengeschichte, insbesondere die der Eltern, im Auge behalten müsse. Ja, Nencke geht so weit zu behaupten, dass die Beobachtung, die im *Magazin* geschildert wird, »die Lehre zu begründen« scheint, »daß uns gewisse Tugenden, gleich gewissen Lasten und Thorheiten *angeboren werden*. Vielleicht würde es auf die Erfahrungs-Seelenlehre ein großes Licht verbreiten, wenn man viele, gewisse Nachrichten von dem Seelen- und Leibeszustande des Vaters und der Mutter im Moment der Zeugung hätte«.³⁸

Der Einfluss »von dem Seelen- und Leibeszustand des Vaters und der Mutter im Moment der Zeugung« auf das entstehende Embryo – Nencke ruft im Jahre 1783 nicht weniger als die epigenetische Zeugungslehre auf und rechnet sie auf die psychologische Ebene hoch, wie es nach ihm Joseph Mason Cox, er allerdings mit prominenterem Echo, tun wird. Bekanntlich wird sich später bei Cox die, freilich nur distanziert referierte, Theorie Erasmus Darwins finden lassen,³⁹ welche besagt, dass die »Gewohnheiten der Aeltern im Handeln und Empfinden dem neuen Embryo zur Zeit seiner Bildung mitgeteilt würden und dass sie dann die Seele in das künftige Leben begleiteten«.⁴⁰

Doch bleiben wir bei Nencke: Bemerkenswert an seiner Theorie von dem Eingang bestimmter Einstellungen und Handlungen der Eltern zum Zeitpunkt der Zeugung in die Psyche des entstehenden Kindes sind zwei Punkte. Erstens wird erwogen, dass sich die Krankheit des Ver-

37 Karl Philipp Moritz: »Zu einem ohngefähren Entwurf in Rücksicht auf die Seelenkrankheitskunde, ebd., Bd. I, 31.

38 Ebd., Bd. I, 91; Herv. MB.

39 Vgl. zu Hoffmanns Auseinandersetzung mit diesen Theorien Verf.: »Das monströse Erbe (der Literatur). Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E. T. A. Hoffmanns »Das Fräulein von Scuderi«. In: *Monster. Zur ästhetischen Verfasstheit eines Grenzbewohners*. Hg. Günter Oesterle, Roland Borgards, Christiane Holm. Würzburg 2010, 219-237; Verf.: »Der Weg allen Blutes. Vererbung in E. T. A. Hoffmanns »Die Elixire des Teufels«. In: *Einheit der Romantik? Zur Transformation frühromantischer Konzepte im 19. Jahrhundert*. Hg. Bernd Auerochs u. a. Tübingen 2009, 149-172.

40 Joseph Mason Cox: *Praktische Bemerkungen über Geisteszerrüttung. Mit Beilagen über die Ausstellung von Zeugnissen und Gutachten in Fällen von Wahnsinn*. Halle 1811, 17.

folgungswahns, gleichbleibend oder progressiv, aus einer melancholischen Disposition, die ja schon Moritz der Familie Klugs und damit den Eltern attestiert hatte (s. o.), entwickelt haben könnte.

Zweitens bringt Nencke mit den Vokabeln von den »Lastern und Thorheiten« auch eine moralische Dimension ins Spiel, die man so interpretieren kann, dass sich aus vererbten moralischen Dispositionen – Sünde bzw. Laster – melancholische Krankheiten wie die des Verfolgungswahns entwickeln können. Er hebt damit die zu seiner Zeit gängige Vorstellung von der Befriedigung von verwerflichen »Leidenschaften«, z. B. der »thierischen Neigung«, als »reelle Quelle des Wahnsinns«⁴¹ auf ein intergeneratives Niveau: Aus der Sünde der Eltern kann psychische Krankheit der Kinder werden.

Genau diese letzte Variante wird nun in der Geschichte der Alten aufgegriffen, wenn sie sagt: »Und Bertha war deine Schwester. [...] Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehen ließ, die Tochter deines Vaters«. Eckbert ist angesichts dieser Eröffnung nicht vollständig erstaunt und ruft: »warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet?« Und auch darauf hat die Alte eine Antwort: »weil du in früher Jugend deinen Vater einst davon erzählen hörtest; er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehen lassen, denn sie war von einem andern Weibe« (T 146).

Eine bemerkenswerte Rekonstruktion der Familiengeschichte. Beginnen wir mit der groben Struktur: Eckbert und Bertha sind Halbgeschwister, haben also den gleichen Vater, nicht aber die gleiche Mutter. Ihr Vater hat Ehebruch begangen und dabei ein Kind, nämlich Bertha, gezeugt, vielleicht mit der Hirtin, welche diese aufzieht, vielleicht aber auch mit einer anderen Frau (die Tatsache, dass der Hirte gegenüber Bertha »ergrimmt« ist und sie »grausam« behandelt, macht die erste Variante wahrscheinlicher; T 128).

Vor dem Hintergrund der hereditären Spekulation der Zeit um die Genese des Verfolgungswahns ergibt sich daraus eine klare intergenerative Struktur im Sinne Nenckes: die Schuld des Vaters (der Ehebruch) schlägt sich nieder in einer Schuld der Kinder, d. h. im Inzest von Bertha und Eckbert und dem Mord an Walther, der aber – und das ist jetzt für das Thema des Bandes von zentraler Bedeutung – nicht mehr von einem Subjekt begangen wird, das Herr seiner Sinne und seines Verstandes ist, sondern von einem Menschen, der unter einer seine Willensfreiheit einschränkenden psychischen Krankheit leidet.

⁴¹ Arnold: *Beobachtungen* (wie Anm. 21), Bd. II, 228, 260.

Zum Übergang von der moralischen in die psychopathologische Ebene in der Vererbung gehört bei Eckbert, wie schon angedeutet, eine gewisse Geldgier. Auch diese Beschreibung ist durchaus diskursgetreu. Im 18. Jahrhundert geht man davon aus, dass eine »heftige Liebe für das Geld [...], ohne auf seinen Nutzen [...] zu sehen«, den Menschen mit einer übermäßigen »Angst und Sorge« belastet und so, also durch die »beständige[] Beschäftigung der Seele mit einem Gegenstand«, den »Wahnsinn erregen« kann.⁴²

Demzufolge könnte man sagen, dass die Geldgier eine Art von Umschlagpunkt von der väterlichen Schuld in die melancholisch bedingten Wahnvorstellungen des Sohnes darstellt. Daraus erhellt, dass in der Erzählung, hereditär gesprochen, ein Sünde/Sünde-Modell mit einem Sünde/Psychopathologie-Modell verwoben wird. Aus der Schuld der Väter erwächst nicht nur eine Schuld der Söhne, vielmehr tragen diese die Schuld *vermehrt* im Bereich der Psychopathologie aus.

Im Rahmen dieses Modells kommt es weiterhin zu einer intergenerationalen Progression in Bezug auf die Schwere der Tat: Vergleicht man die Handlungen, die Vater und Sohn begangen haben, und lässt die Psychopathologie außen vor, dann ist aus einem, zumindest für einen *Mann* in dieser Zeit, vermehrt moralischen Vergehen, dem Ehebruch, ein sowohl moralisches wie strafrechtlich relevantes Vergehen geworden, der Inzest, aus dem sich wiederum bei Eckbert ein Kapitalverbrechen, der Mord, entwickelt.

Die Tatsache, dass bei Tieck über diese Progression des Vergehens nicht ohne Rückgriff auf Schuld und Bestrafung (»das Unrecht bestraft sich selbst«; T 145) nachgedacht wird, erklärt sich nicht allein durch die psychologische Variante der Epigenese-Theorie,⁴³ sondern, allgemeiner, vor dem Hintergrund, dass im ausgehenden 18. Jahrhundert in der Psychologie zwar vermehrt über die Vererbung melancholischer Krankheiten, insbesondere des Verfolgungswahns, nachgedacht wird, es aber

⁴² Ebd., Bd. II, S. 263, 266.

⁴³ Zur Vererbung in der Literatur des 19. Jahrhunderts sind in jüngster Zeit einige luzide Studien erschienen, die diesen bis jetzt unterbelichteten Bereich der Forschung aufgeheilt haben (Sigrid Weigel: *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*. München u. a. 2006; Ohad Parnes, Ulrike Vedder, Stefan Willer: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankfurt a. M. 2008, Ulrike Vedder: *Das Testament als literarisches Dispositiv. Kulturelle Praktiken des Erbes in der Literatur des 19. Jahrhunderts*. München 2011). Der hier traktierte Bereich einer psychischen Epigenese-Theorie in der Romantik ist jedoch, soweit ich sehe, in diesen Studien ausgespart worden.

noch kein medizinisches Modell gibt, das diese Vererbung erklären könnte.⁴⁴

Was lediglich existiert, ist ein theologisches Modell; und dieses bildet, interessanterweise bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, die Grundlage psychiatrischer Vererbungsmodelle – und dementsprechend auch derjenigen literarischen Texte, die auf psychiatrischen Vererbungsmodellen fußen (als Beispiele seien Hoffmanns *Elixire des Teufels* oder sogar noch T. Manns *Buddenbrooks* genannt).⁴⁵

Die Rede ist von einer zentralen Passage des lutherischen Glaubens,⁴⁶ den Zehn Geboten in der Auslegung Luthers im Katechismus. In 2 Mo 20,3 ff. (bzw. 5 Mo 5,9 f.) heißt es: »Du solt kein andere Götter neben mir haben. [...] Bete sie nicht an vnd diene inen nicht, Denn ich, der Herr dein Gott, bin ein eueriger Gott, Der da heimsucht der Veter missethat an den Kindern, bis in das dritte vnd vierde Glied, die mich hassen.«⁴⁷

Zwar bezieht sich die Androhung Gottes, seinen Zorn bis ins dritte und vierte Geschlecht des Sünders auszuagieren, eigentlich nur auf denjenigen, der das erste der Zehn Gebote (in der lutherischen Zählung) gebrochen hat, nämlich auf die Forderung, keine anderen Götter neben dem einen zu haben. Sie gilt aber, wie Luther im *Großen Katechismus* ausführt, auch »auff alle gepot«,⁴⁸ die in dem Hauptgebot sozusagen in nuce schon enthalten sind. Der Zorn geht, entsprechend Luthers Interpretation, im Übrigen nur deswegen in die dritte oder vierte Generation, weil dann das Geschlecht »durch und durch ausgerottet« sein wird.⁴⁹

Es ist offensichtlich, dass sich dieses Modell von der Vererbung des Gotteszorns in den nachfolgenden Geschlechtern in seiner Grundstruktur in mehrerer Hinsicht in der Familie Berthas und Eckberts wiederfindet: Wir haben auf der Vaterebene den Bruch des sechsten Gebots

44 Vgl. hierzu Verf.: »Der Weg allen Blutes« (wie Anm. 39).

45 Vgl. hierzu ebd.; Katrin Max: *Niedergangsdagnostik. Zur Funktion von Krankheitsmotiven in »Buddenbrooks«*. Frankfurt a. M. 2008, 607 ff.; Verf.: »Die Ökonomie des Luxus. Zum Verhältnis von Betriebs- und Nervenkapital in Thomas Manns »Buddenbrooks««. In: *Luxus. Zur Ambivalenz des Überflüssigen in der Moderne*. Hg. Verf., Christine Weder. Göttingen 2011, 235–256.

46 Vgl. hierzu auch Verf.: »Fluch der dritten und vierten Generation. Neurasthenie, Vererbung und göttlicher Zorn in Theodor Storms »Der Schimmelreiter««. In: *Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur*. Hg. Verf., Klaus Müller-Wille, Caroline Pross. Freiburg i. Br. 2010, 73–102.

47 Martin Luther: Die Deutsche Bibel. In: Ders.: *Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe)*. 120 Bde. Weimar 1883 ff., Bd. III/8, 260.

48 Martin Luther: *Großer Katechismus*, ebd., Bd. I/30.1, 137.

49 Ebd.

(Ehebruch). Diese Sünde wird zwar nicht von Gott, aber von etwas, das die Figuren als »Schicksal[]« (T 141) interpretieren, mit dem Aussterben des Geschlechts, d. h. Eckberts und Berthas, die kinderlos das Zeitliche segnen, geahndet.

Die offensichtliche Ungerechtigkeit in diesem Modell, dass nämlich nicht der Vater, sondern die Kinder mit dem Tod für die Schuld ihrer Eltern gestraft werden, wird bei Tieck dadurch »abgefedert«, dass die Kinder die Schuld ihres Vaters noch einmal auf sich laden, ja diese sogar übertreffen und verstärken (vom Ehebruch zu Inzest und Mord; s. o.). Dies hat zur Folge, dass die Gewalt des Schicksals Bertha und Eckbert auf ihrer Generationsebene nicht vollständig zu Unrecht trifft.

Da die Kinder jedoch durch dieses schicksalshafte Modell ohne die Möglichkeit einer eigenen Entscheidung dem Tode überantwortet werden, wählen sie, und das gilt insbesondere für Eckbert, ihr »Verbrechen« nicht freiwillig, sondern sozusagen gezwungenermaßen – und das heißt jenseits der Zurechnungsfähigkeit oder im Modus der Psychopathologie. In ihm wird unwillkürlich der Zwang zur Wiederholung der und zur Bestrafung für die Sünde des Vaters ausgelöst.

IV. Das Szenario der Eltern Oder das unmerkliche Band der Erinnerung

Im Hinblick auf die prominente Rolle, welche die Vererbungsthematik in der Diskussion über Verfolgungswahn spielt, und eingedenk der Zitation dieser Debatte im *Blonden Eckbert* lässt sich eine Antwort auf die Frage finden, warum der innere Verfolger bei Eckbert sein Geschlecht wechselt. Wir erinnern uns: Es waren erst Walther, dann Hugo, dann ein Bauer und schließlich, unvermuteterweise, die Alte, welche Eckbert verfolgten; alle erwiesen sich dabei als miteinander identisch, wobei erst Walther, dann der Alten die Sonderrolle zukam, diese Identität gestiftet zu haben.

Hat man sich einmal entschlossen, der hereditären Spur nachzugehen, bietet es sich an, die Hypothese zu überprüfen, ob mit den drei männlichen Verfolgern eine Vaterfigur, mit der weiblichen hingegen eine Mutterfigur transportiert wird.⁵⁰ Schließlich sind es diese beiden Men-

50 Den Vorschlag, die »Alte« als Mutterfigur zu lesen, hat, freilich aus einer psychoanalytischen und mithin nicht-historischen Perspektive, Detlev Kremer: »Einsamkeit und Schrecken. Psychosemiotische Aspekte von Tiecks »Phantasus«-Märchen«. In: *Die Prosa Tiecks* (wie Anm. 1), 53–68, hier: 58–60, gemacht; vor ihm

schen, die nach der in der Erzählung aufgerufenen psychologischen Epigenesis-Theorie inklusive deren theologischem Vorläufermodell mit ihren Einstellungen und Verhaltensweisen die psychische Disposition Eckberts determiniert haben.

Es ist also, in einem ersten Schritt, zu überlegen, ob die drei verfolgten Männer, Walther, Hugo und der Bauer, die ja wie gesagt in sich eine Form von Identität aufweisen, für Eckbert eine vielschichtige, im Kern aber ungeteilte Figuration des Vaters darstellen. Man könnte vermuten, dass diese drei Männer, ganz allgemein gesprochen, eine Art krankheitsinterner Selbstklärung darstellen, dergestalt dass die Krankheitsursache, die Verfehlung des Vaters, in den Verfolgerfiguren aufbewahrt, manifest gemacht und reflektiert wird.

Zu berücksichtigen wäre dabei freilich, dass diese männlichen Vaterfiguren, im Zusammenhang des Verfolgungswahns, Gewalt gegen Eckbert richten – und er, insbesondere bei Walther, Gewalt *gegen sie*. Das ist insofern erstaunlich, als Eckberts Vater seine Verfehlungen allein der Mutter angetan hat. Im Sprung von einer Generation auf die nächste hat also eine Umlenkung der Gewalt von der Frau auf den Mann stattgefunden.

Damit ist besagt, dass Eckbert in eine tragische Zwischenposition gerutscht ist: Einerseits ist er der Nachfolger seines Vaters und muss, ermöglicht durch die »erbliche Anlage seiner Krankheit«⁵¹ dessen Taten wiederholen, um dessen Strafe auf sich zu ziehen, andererseits scheint er in einem massiven gewaltbelasteten Konflikt mit dem Menschen zu stehen, dessen Kontinuationsfigur er darstellt.

Worin könnte aber der damit angesprochene Konflikt zwischen Vater und Sohn bestehen? Da die Erzählung der biologischen bzw. psychischen Vorgeschichte⁵² Eckberts nur wenige Worte widmet, muss man alle auf die Goldwaage legen. Ich zitiere den entscheidenden Passus noch einmal im Wortlaut: Die Alte erklärt Eckbert, warum dieser den »schrecklichen Gedanken«, dass er und Bertha Geschwister sein könnten, immer

hatte bereits Friedrich A. Kittler: »Der Dichter, die Mutter, das Kind. Zur romantischen Erfindung der Sexualität«. In: *Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium*. Hg. Richard Brinkmann. Stuttgart 1978, 102–114, hier: 109, diese Lesart vorgeschlagen.

⁵¹ Johann Valentin Müller: *Entwurf der gerichtlichen Arzneywissenschaft. Nach juristischen und medicinischen Grundsätzen für Geistliche, Rechtsgelehrte und Aerzte*. 4 Bde. Frankfurt a. M. 1796–1801, Bd. II, 113.

⁵² Vgl. zum Terminus der Vorgeschichte den jüngst erschienen Aufsatzband *Die biologische Vorgeschichte des Menschen*. Hg. Verf., Roland Borgards, Johannes Lehmann. Freiburg i. Br. 2012.

»geahndet« hat: »Weil du in früher Jugend deinen Vater einst davon erzählen hörtest; er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehen lassen, denn sie war von einem andern Weibe« (T 146).

Die Formulierungen »durfte« und »seiner Frau wegen« lassen erahnen, dass es zwischen Eckberts Vater und Mutter zu massiven Auseinandersetzungen bezüglich des väterlichen Seitensprungs und seiner Folge gekommen ist. Eckberts Vater muss die Mutter gebeten haben, Bertha wie eine Tochter anzunehmen. Die Mutter hat dies offensichtlich abgelehnt, wahrscheinlich weil sie in Bertha die Manifestation der Untreue ihres Mannes gesehen hat und immer wieder gesehen hätte. – Und damit konnte sie sich anscheinend durchsetzen.

Bei einem dieser Streits, so lässt sich vermuten, war Eckbert Zeuge. Die Formulierung »davon erzählen hörtest« weist nicht darauf hin, dass der Vater mit seinem Sohn direkt über das Thema gesprochen hat. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Sohn ein Gespräch der Eltern, das nicht für seine Ohren bestimmt war, belauscht hat. Er ist also hinter das Geheimnis seines Vaters gekommen.

Nur wurde ja oben bereits ausgeführt, dass die Offenbarung des Geheimnisses auch im Szenario des Verfolgungswahns eine zentrale Rolle spielt, weil jede der großen Verfolgungssituationen durch die Offenlegung eines Geheimnisses eingeleitet wurde; bei Walther war es das Geheimnis seiner Frau, bei Hugo das Geheimnis des Mordes.⁵³ Ein erster Hinweis also auf eine Verbindung von biologischer Vorgeschichte und der psychischen Krankheit des Verfolgungswahns.

Wollte man diese Verbindung belastbar machen, müsste man zeigen können, dass es auch eine Ursprungssituation für Eckberts Verfolgungswahn-gestütztes Gefühl gibt, fremder Aggression ausgesetzt zu sein und zur Abwendung dieser Aggression selbst welche ausüben zu müssen. Man müsste also die Frage beantworten können, wie die Lausch-Situation in eine Aggression zwischen Vater und Sohn umschlagen konnte.

Dafür gibt es zwei Erklärungen; beide hat E. T. A. Hoffmann, ein begeisterter und vor allem produktiver Leser von Tiecks *Phantasmien*-Märchen,⁵⁴ vorgeführt. Variante eins wird im *Fräulein von Scuderi* be-

⁵³ Vgl. hier den Herausgeber Frank in T 1259 f.

⁵⁴ Vgl. zu Hoffmanns Begeisterung gegenüber Tiecks Phantasmien-Märchen und seiner produktiven Lektüre, d. h. Überführung von dessen Motiven und Strukturen in eigene Texten, Walter Jost: *Von Ludwig Tieck zu E. T. A. Hoffmann. Studien zur Entwicklungsgeschichte des romantischen Subjektivismus*. Darmstadt 1969 (= ND der Ausgabe Frankfurt 1921), 12 f., und, ihn bestätigend (am Beispiel von »Liebeszauber« und »Sandmann«), Achim Küpper: »Aufbruch und Sturz des heilen

schrieben: Hier ist es die Schmach, von dem, der sozialen Welt bekannten, Ehebruch der Mutter mit einem spanischen »Cavalier«⁵⁵ erfahren zu haben, die Cardillac in die, auf einer Manie ohne Delirium basierende, Mordlust an allen nicht-ehelichen Liebhabern treibt.⁵⁶ Dies ließe sich reibungsfrei auf den jungen Eckbert als den Ursprung dieses Motivs rückübertragen, nur dass es sich in diesem Falle nicht um eine Manie ohne Delirium, sondern um Verfolgungswahn als Medium der Abarbeitung an der Schmach des Ehebruchs eines Elternteils handelt.

Variante zwei wird im *Sandmann* vorgeführt: Hier wird bekanntlich der junge Nathanael verbotenermaßen Zeuge einer Handlung seines Vaters, die sich aufgrund seiner unsicheren Erinnerung nicht eindeutig rekonstruieren lässt. Was er aber noch weiß, ist, dass er entdeckt und von einer Person »hart gestraft« wird, die eine deutliche Ähnlichkeit mit seinem Vater aufweist (»Er [der Vater] sah dem Coppelius ähnlich«).⁵⁷ Und auch Nathanael wird, zumindest in der psychologischen Lesart, vom Verfolgungswahn geplagt; und auch bei ihm sind die Verfolger, in dem oben genannten Sinne, vaterähnliche Figuren; und auch er verspürt das Bedürfnis, dieser Bedrohung mit Gewalt zu begegnen.⁵⁸ Das Sandmann-Szenario wäre also ebenfalls eine plausible Erklärung für das Ursprungsszenario im *Blonden Eckbert*: Dieser hätte in dieser Variante nicht nur das Streitgespräch seiner Eltern heimlich belauscht, sondern wäre dabei entdeckt und vom Vater gezüchtigt worden.

Für welche der beiden »Interpretationen« Hoffmanns in Bezug auf den *Eckbert* man sich auch immer entscheidet – die reine Schmach oder die, hinzutretende, Bestrafung fürs Lauschen des elterlichen Streitgesprächs –, in beiden Fällen ist das Ergebnis der Geheimnis-Offenbarung eine plötzliche Wendung im Verhältnis zwischen Sohn und Vater: Aus einem liebevollen Miteinander erwächst ein emotionaler Bruch, der sich in einem Rückzug und, zumindest in der zweiten Variante, in einer Androhung bzw. Ausübung von Gewalt vonseiten des Vaters ausdrückt.

All diese Elemente werden im Verfolgungswahn wieder ausagiert: Die Offenbarung des Geheimnisses, in diesem Falle freilich seines eigenen,

Textes. Ludwig Tiecks »Liebeszauber« und E. T. A. Hoffmanns »Sandmann«. Zwei »Märchen aus der neuen Zeit«. In: *Hoffmann-Jahrbuch* 13 (2005), 7-28.

55 E. T. A. Hoffmann: *Werke* (wie Anm. 25), Bd. IV, 832.

56 Vgl. hierzu Verf.: »Das monströse Erbe« (wie Anm. 39).

57 E. T. A. Hoffmann: *Werke* (wie Anm. 25), Bd. III, 16 f.

58 Vgl. hierzu Verf.: »Dämonomanie. Verfolgungswahn, Magnetismus und Vererbung in E. T. A. Hoffmanns »Der Sandmann«. In: *Das Dämonische. Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit*. Hg. Eva Geulen u. a. Erscheint München 2013.

wird von Eckbert mit der Begründung durchgeführt, die Stabilität des freundschaftlichen Verhältnisses mit der vaterähnlichen Figur testen zu wollen. »Mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht sei, euch etwas zu verhehlen« (T 127), bemerkt Bertha zu Beginn ihrer Erzählung. Gleiches gilt für Hugo, dem Eckbert das Geheimnis des Mordes anvertraut. Er fühlte, heißt es im Text, »wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzuteilen, damit er versichert sein könne, ob jener auch wahrhaft sein Freund sei« (T 143).

Trotz dieser Beteuerung, den Test ergebnisoffen zu lassen, kann Eckbert einen positiven Ausgang nicht zulassen, weil gemäß seiner frühkindlichen Erfahrung auf die Offenbarung des Geheimnisses der Entzug der väterlichen Liebe und eine, wenn man die zweite hoffmannsche Variante annimmt, Ausübung von Gewalt folgen *muss* (»Verdammnis« hatte das der Erzähler genannt; s. o.). Daher die – oben bereits rekonstruierte – Beschreibung des psychischen Mechanismus des Argwohns, innerhalb dessen sich, sozusagen apriori, die väterliche Figur entzieht und zur Bedrohung von Eckbert wird.

Was damit jedoch noch nicht abgedeckt ist, ist Eckberts Wunsch, sich dieser Bedrohung mit eigener, stärkerer, Gewalt zu entledigen. Man könnte das so erklären, dass aus der geschilderten Frontstellung gegenüber dem Vater notwendigerweise eine Nähe zur Mutter entstanden ist. Sie und Eckbert haben, jeder auf seine bzw. ihre Weise, eine Demütigung vom Vater erlitten. Und auch wenn diese Demütigungen unterschiedlicher Natur waren, so entstand daraus doch eine emotionale Koalition. Von der Mutter wissen wir bereits, dass ihr Mann Bertha nicht heimholen »durfte«, sie also durchaus mit harten Bandagen gekämpft hat. Würde man dies auf Eckbert übertragen, könnte man davon ausgehen, dass bei diesem die Wünsche, sich und die Mutter für die Demütigungen des Vaters zu rächen, miteinander verschmolzen sind.

Damit wäre dann auch der Grund für die oben genannte fatale Zwischenlage rekonstruiert: Einerseits ist Eckbert die Kontinuationsfigur des Vaters, der dessen Sünden (inkl. der Geheimnisoffenbarung) verstärkend wiederholt, andererseits ist er derjenige, der seinen Vater, in emotionaler Nähe zu seiner Mutter, wegen dessen Vergehen angreift. Eckbert agiert also den Konflikt seiner Eltern sozusagen von beiden Seiten vollständig aus.

Es ist offensichtlich, dass auch bei diesem psychischen Szenario, also bei dem Bezug von psychopathologischen Verhaltensweisen auf Kindheitsereignisse, der Psychologe Moritz eine zentrale Rolle spielt. Genauer gesagt arbeitet Tieck einen Satz aus, den Moritz in seinem Aufsatz »Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit« im ersten Band des

Magazins niedergeschrieben hatte: »Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine unmerkliche Band seyn, welches unsern gegenwärtigen Zustand an den vergangenen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unser *Ich* ausmacht, schon einmal, in anderen Verhältnissen, da war.«⁵⁹

Was »in anderen Verhältnissen« bei Eckbert bereits da war, ist die beschriebene gewaltgeladene Situation in seinem Elternhaus nach dem Fehltritt seines Vaters, die der junge Eckbert entweder nur belauscht hat oder in die er zusätzlich aufgrund einer körperlichen Züchtigung des Vaters selbst verwickelt war. Die damit verbundenen Vorstellungen sind dem erwachsenen Eckbert nicht mehr bewusst. Es handelt sich, wie Moritz schreibt, um »unmerkliche« Erinnerung oder, wie die Alte sagt, um »Ahndungen«. Diese unbewusst gewordenen »Kindheitsideen« überträgt Eckbert nun auf seinen »gegenwärtigen Zustand« und arbeitet sie an Walther, Hugo und dem Bauern, die er als Figurationen des Vaters ansieht, ab. Da die Kindheitsidee, sich bei seinem Vater für die Demütigung zu rächen (und damit seine Mutter zu verteidigen), in der Realität nicht auszuführen war, kann Eckbert diesen Kampf nun, freilich nur noch im Modus der Psychopathologie, gegen die von ihm so definierten Väterfiguren Hugo, Walther und Bauer ausfechten.

Hieraus erhellt, dass das Modell der Vererbung von melancholischen Krankheiten inklusive seiner theologischen Unterfütterung bei Tieck noch einmal durch eine Theorie der unbewussten Verarbeitung von kindlichen Erfahrungen verstärkt wird. Es handelt sich dabei nicht, wie man vielleicht denken könnte, um Konkurrenztheorien, sondern vielmehr um parallel gedachte, sich gegenseitig explizierende Prozesse: Vererbung und unbewusste Verarbeitung kindlicher Eindrücke werden, das macht bereits die gleiche Quelle (der erste Band von Moritz' *Magazin*) deutlich, als zwei ineinandergreifende Verfahren gekennzeichnet, zumal sie beide den gleichen Gegenstandsbereich haben: das elterliche Fehlverhalten.

Und noch ein Grund legt eine Verschränkung der beiden Erklärungen nahe: Epistemisch gesehen liegt aus Sicht der Zeitgenossen das Gemeinsame von Vererbung und unbewusster Erinnerung darin, dass sie eine Art von Black Box für den Besitzer wie für den Betrachter darstellen: Weder der genaue Wortlaut der Erbinformationen noch der unbewussten Vorstellungen, die das Ich nach Moritz ausmachen, sind dem Bewusstsein Eckberts, dem Erzähler und mithin dem Leser zugänglich.

Da Eckbert aber nicht nur Rächer seiner Mutter, sondern, als biologischer und genealogischer Nachfolger seines Vaters, zugleich auch Täter

⁵⁹ Moritz: *Magazin* (wie Anm. 15), Bd. I, 51.

ist, ereilt ihn die intendierte Rache schließlich selbst. Und da er schlecht selbst Rächer und Opfer in einer Person sein kann, muss es, im Rahmen des in den Wahnsinn übergehenden Verfolgungswahns, eine zweite Figur geben, welche, sei es anstelle der Mutter, sei es als deren, nun satisfaktionsfähige, Kontinuationsfigur, diese Rache an ihm ausübt. Und das ist die Alte.

Wie oben bereits ausgeführt, gibt sich die Alte als diejenige zu erkennen, die nicht nur ein innerer und/oder äußerer Feind von Eckbert ist, sondern die den Ursprung des Szenarios der ubiquitären Bedrohungssituation darstellt. Aus diesem Grund muss die Alte ihre Rache genauer gesagt nicht einmal selbst ausüben, sondern lediglich warten, bis sich die Gewalt Eckberts, der wie gesagt den Kampf seiner Eltern im Modus der Psychopathologie immer weiter ausficht, gegen seine eigene Person richtet.

Es ist keinesfalls Zufall, wenn die Alte am Ende der Erzählung sagt: »Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst« (T 145). Es handelt sich hierbei um ein Spiel mit einer Theorie Augustinus', wie sie beispielweise in den *Retractationes* diskutiert wird. Kern dieser Theorie ist die Gleichsetzung von »peccatum« und »poena peccati«,⁶⁰ also von Sünde und Sündenstrafe. Diese Gleichsetzung nimmt Augustinus deswegen vor, weil in seinen Augen die Tatsünde eine Wiederholung der Erbsünde darstellt, deren Verbindungsglied die Konkupiszenz ist. In dieser Konkupiszenz wird, Augustinus zufolge, die Erbsünde durch die Tatsünde gestraft.⁶¹

Die Erbsünde der Konkupiszenz und die Tatsünde als Wiederholung und Bestrafung der Erbsünde in der Konkupiszenz – genau das ist auch das Szenario des *Blonden Eckbert*. Was auf Eckbert gekommen ist, ist eine vom Vater ererbte Sünde der Konkupiszenz: der Ehebruch. Durch diese Konkupiszenz, also die Kindszeugung, geht diese Ursünde auf seine Schwester und ihn über, welche die beiden, im Inzest, wiederholen und Eckbert, im Mord, verstärkt. Wiewohl er die Richtung der Gewalt gegen

⁶⁰ Augustinus, retract. 1,15,3; *Corpus Christianorum. Series Latina (CCSL)*. Turnhout 1953-2012, Bd. 57, 46.

⁶¹ Vgl. zum Verhältnis von Erbsünde und Konkupiszenz Leo Scheffczyk: *Urstand, Fall und Erbsünde. Von der Schrift bis Augustinus*. Freiburg i. Br. u. a. 1982 (= *Handbuch der Dogmengeschichte*. Hg. Michael Schmaus u. a. Freiburg i. Br. u. a. Bd. II), 219 ff., Thomas Kleffmann: *Die Erbsündenlehre in sprachtheologischem Horizont. Eine Interpretation Augustins, Luthers und Hamanns*. Tübingen 1994, 64-74, und zur Vorstellung von der (Tat-)Sünde als Bestrafung der (Erb-)Sünde im Kontext des Pelagianismus-Streits Kurt Flasch: *Kampffläche der Philosophie. Große Kontroversen von Augustin bis Voltaire*. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 2009, 11-42, insbes. 27 ff.

den Vater als deren Verursacher wendet, zieht er zugleich die Strafe für diese Erbsünde auf sich, dergestalt, dass er nun für sie durch Ausführen einer neuen, der alten aber metonymisch verwandten, Sünde anstelle seines väterlichen Adams bestraft wird.⁶²

V. Allegorie und Paradoxie

Bei alledem ist jedoch nicht zu vergessen, dass, wie oben ausgeführt, die Lesart des Verfolgungswahns im *Eckbert* keineswegs widerspruchsfrei ist. Die Alte, welche die hereditäre und memoriale Erklärung für Eckberts Verfolgungswahn liefert, darf es, zumindest in der beschriebenen Manifestationsform, in einer psychologischen Lesart eigentlich gar nicht geben, weil derjenige, der vom Verfolgungswahn befallen ist, definitionsgemäß gegen einen inneren Feind ankämpft, zu dem ihm die äußere Welt nur das reine Material bietet. Es handelt sich also um eine Lesart, welche vom Text als widersprüchlich markiert wird.

Damit ist nicht weniger gesagt, als dass sich zwei ausschließende Lesarten wechselseitig erklären und stützen; eine paradoxe Situation,⁶³ die eine Aufhebung der aristotelischen Logik des Tertium non datur, das sich bei Tieck im ›Entweder Oder‹ von natürlicher oder übernatürlicher Lesart ausdrückt, verlangt. Diese Aufhebung wird durch einen Text vorgebahnt, der für die Romantik eine zentrale Rolle spielt: Platons *Phaidros*.⁶⁴

62 Hierzu andeutungsweise bereits Heinz Hillmann: *Bildlichkeit der deutschen Romantik*. Frankfurt a. M. 1971, 122.

63 An dieser Stelle kann nicht ausführlich auf die Rolle des Paradoxes in der frühromantischen Philosophie und Literatur eingegangen werden. Vgl. hierzu, am Beispiel von Novalis, Dietrich Mathy: »Nichts ist dem Geist erreichbarer, als das Unendliche«. Novalis: Paradoxie als Erkenntnis«. In: *Das Paradoxe. Literatur zwischen Logik und Rhetorik. Festschrift für Ralph-Rainer Wuthenow zum 70. Geburtstag*. Hg. Schippers-Hönicke u. a. Würzburg 1999, 26-34.

64 Vgl. zum Verhältnis der Romantik, insbesondere Friedrich Schlegels, zu Plato, Stefan Matuschek: »Die Macht des Gastmahls. Schlegels ›Gespräch über die Poesie‹ und Platons ›Symposion‹«. In: *Wo das philosophische Gespräch ganz in Dichtung übergeht. Platons Symposion und seine Wirkung in der Renaissance, Romantik und Moderne*. Hg. Ders. Heidelberg 2002, 81-96; Bärbel Frischmann: »Friedrich Schlegels Platonrezeption und das hermeneutische Paradigma«. In: *Athenäum* 11 (2001), 71-92; Peter D. Krause: »Friedrich Schlegel und Plato – Plato und Friedrich Schlegel«. In: *Germanisch Romanische Monatsschrift NF* 52 (2002), 343-363. Vgl. zur besonderen Rolle des *Phaidros* in der Goethezeit weiterhin Angus Nicholls: *Goethe's Concept of the Daemonic. After the Ancients*. Rochester 2006, 45-48.

In ihm behauptet Sokrates, dass es eine, auch sprachlich noch spürbare, Nähe zwischen Manie (μανία[]) und Mantik (μαντική[]) gäbe. Diese Verbindung zwischen Wahnsinn und Wahrsagen ist für Sokrates deswegen möglich, weil er glaubt, dass so etwas wie ein »göttlicher Wahnsinn« (μανία[] [...] ἐκ θεο?) existiert, der über das Funktionieren bzw. Nicht-Funktionieren menschlicher Verstandestätigkeit weit hinausgeht.⁶⁵

Das Theorem eines göttlichen Wahnsinns ermöglicht es nun, die wahr-sagende Rede der Alten auf den Verfolgungswahn Eckberts zu beziehen, nämlich als eine Selbsterklärung des Wahnsinns aus seinem göttlichen oder absoluten Abgrund heraus. Darüber hinausgehend befähigt die *Phaidros*-Stelle den Leser, den gesamten *Blonden Eckbert* mit seiner Verweigerung gegenüber einer rein-psychologischen und einer rein-märchenhaften Lesart als eine auf das Absolute ausgerichtete Allegorie zu lesen.

Beide Lesweisen führen nämlich trotz oder weil sie sich ausschließen, auf das richtige Ziel hin, allerdings nicht (im doppelten Sinne des Wortes) absolut gesetzt. Der *Blonde Eckbert* erzählt, so die Konsequenz aus dem eben Gesagten, die Geschichte eines Menschen, der von Verfolgungswahn geplagt wird. Die übernatürlichen Elemente in der Erzählung machen jedoch deutlich, dass eine rein-psychologische Beschreibung seines Zustands zu kurz greift, ja dass man den Verfolgungswahn als solchen nicht versteht, wenn man seine übernatürliche, genauer: auf das Absolute ausgerichtete Dimension nicht berücksichtigt.

Und worin diese auf das Absolute ausgerichtete Dimension des Verfolgungswahns besteht, besagt eben jene Figur, welche die natürliche Lesart durchbricht, die Alte, dergestalt, dass sie davon spricht, dass und wie Eckbert durch Vererbung und die Erfahrung von Gewalt in seiner Jugend einen melancholischen Wahnsinn ausbildet. Nicht *Individual*-Psychologie steht also im Mittelpunkt der Erzählung, sondern die Abhängigkeit individueller psychischer Zustände von den individuellen psychischen Zuständen *anderer Menschen* (in diesem Falle: seiner Eltern) – und die Frage, wie sich diese Beeinflussung Bahn bricht.

Der heutige Leser mag sich angewöhnt haben, Vererbung und frühkindliche Prägung der Psyche für rein-natürliche Vorgänge zu halten. *Der blonde Eckbert* beharrt jedoch darauf, dass damit eine zentrale metaphysische Frage angesprochen wird, nämlich, mit Friedrich Schlegel ge-

65 Platon, *Phaidr.* 244a-d.

sprochen: »*Warum ist das Unendliche aus sich herausgegangen hat sich endlich gemacht?* – d. h. mit anderen Worten: *Warum sind Individua?*«⁶⁶

Die Frage beinhaltet zuerst eine Feststellung, nämlich die neuplatonische Annahme einer emanativen Dynamik aus dem ungeteilten Einen hinaus bis in die individuelle Vervielfältigung. Darauf aufbauend wird nach dem Funktionieren dieses Prozesses der Individuierung gefragt. Und genau darauf hat der *Blonde Eckbert* eine Antwort. Er behauptet nämlich eine Ausrichtung des Individuellen, in diesem Falle: individueller Psychologie, auf das Absolute oder Unendliche. Im Übergang einer, direkten wie hereditären, wirkenden Kraft von einem Individuum zum anderen wird, so die Quintessenz der Erzählung, das diesen Übersprung garantierende Unendliche als Einheit im Mannigfaltigen annäherungsweise spürbar. So erklärt sich, warum Menschen eine disjunkte Individualität ausbilden – und dabei in Wort und Tat ihren, sie auf verschiedene Weise durch Gewalt beeinflussenden, Mitmenschen zugleich so ähnlich sind.

Im Gegensatz zu Schlegel und Novalis interessiert Tieck jedoch weniger der Blick zurück in das Unendliche, sondern andersherum: die Entfernung vom Unendlichen, geht es doch in seiner Erzählung weder um das Schöne noch das Gute noch das Wahre, sondern um den progressiven Zusammenhang von Sünde und Krankheit, mithin also um die größtmögliche Entfernung von einem göttlichen oder absoluten Urzustand.

Die Erzählung weist damit eindrücklich darauf hin, dass das Unendliche, nach neuplatonischer wie, davon abhängiger, romantischer Ansicht, nur in sich selbst rein ist und dass es die emanative Dynamik selbst ist, die, trotz ihres göttlichen Urgrunds, zum Bösen führt.⁶⁷ Einen kleinen Ausschnitt dieser Höllenfahrt des Alltagslebens führt der *Blonde Eckbert* seinen Lesern in eindringlicher Deutlichkeit vor.

66 Schlegel: *Kritische Ausgabe* (wie Anm. 34), Bd. XII, 39. Vgl. Manfred Frank: »Allegorie, Witz, Fragment« (wie Anm. 34), hier: 130–132.

67 Vgl. hierzu Christian Schäfer: *Unde Malum? Die Frage nach dem Woher des Bösen bei Plotin, Augustinus und Dionysius*. Würzburg 2002 und Verf.: *Nachfolge Christi/ Nachahmung der Natur. Himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur* (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen). Hamburg 2007, 76 ff.

Kasus und Konflikt

Zur Wechselbeziehung zwischen Krankengeschichte und Novelle mit einem Blick auf Johann Ludwig Caspers *Klinische Novellen* (1863).
Ein Werkstattbericht

Ein Kasus bildet nicht selten den Ausgangspunkt des Erzählens und der Niederschrift. Als unerwarteter Vorfall, als unerhörtes Ereignis bricht er in die Lebenswelt ein und bringt diese vorübergehend durcheinander. Wenn die Würfel des spielenden Gottes fallen, dann erlebt der Mensch den Wurf als einen Glücks- oder Unglücksfall, d. h. der Kasus ist ein Schicksalsschlag.¹ Sturz und Fall haben sich tief in die Menschheits- und Alltagsgeschichte eingeschrieben: Der Abfall und Sturz der Engel ist eine notwendige Voraussetzung des Sündenfalls der ersten Menschen (*lapsus hominis*), der Sturz der Titanen und Phaetons Sturz aus dem Sonnenwagen sind die mythologischen Vorbilder des politischen und moralischen Falls, mithin der Wechselfälle des Lebens. Die freien Künste und Wissenschaften lehren, wie ein Fall zu beschreiben, einzuordnen, vorauszusagen und zu behandeln ist. Und in den literarischen Gattungen hat er seinen festen Platz: nicht nur in den einfachen Formen des Kasus und des Memorabile, sondern auch – um nur einige zu nennen – in der Tragödie und der Novelle, in der Autobiographie und der Krankengeschichte. In den Memorabilien werden seltene, denkwürdige Fälle beschrieben, in der Tragödie stehen Hybris und Fallhöhe des Helden in einem notwendigen Zusammenhang, die Novelle soll Ludwig Tieck zufolge einen Vorfall ins hellste Licht stellen, die Autobiographie verfügt über einen speziellen Topos der Glücks- und Unglücksfälle, und die Krankengeschichte ist die kunstgerechte Darstellung eines Krankheitsfalles. Alle diese Gattungen fixieren auf sehr unterschiedliche Weise das Walten des Schicksals, indem sie sich auf einen Kasus beziehen, den sie manchmal im Rückblick erforschen oder im literarischen Experiment erörtern.

1 Vgl. hierzu ausführlich Verf.: »Kasus – Krankengeschichte – Novelle«. In: »*Fakta, und kein moralisches Geschwätz*«. *Zu den Fallgeschichten im »Magazin zur Erfahrungseelenkunde«* (1783–1793). Hg. Sheila Dickson, Stefan Goldmann, Christof Wingerts Zahn. Göttingen 2011, 33–64, bes. 48–51.